Adalbert Stifter.

Der Waldbrunnen.

Ich habe zu zwei verschiedenen Malen ein Menschenbild gesehen, von dem ich jedes Mal glaubte, es sei das schönste, was es auf Erden giebt.

Das eine Mal ist es ein Zigeunermädchen gewesen, das andere Mal eine junge Frau.

Die Sache ist so gekommen.

Da ich schon in einem Amte war und eines Tages in Dienstessachen nach dem kleinen Orte Neukirchen fahren mußte, fand ich, da ich auf der Wirthshausgasse des Ortes aus dem Wagen stieg, dort ein Gedränge. Drei einspännige Wagen standen da, jeder mit einem mageren Pferde bespannt, und mit einem Leinwanddache überwölbt, und zwischen ihnen lagen allerlei seltsame Dinge: bunte Stäbe, Pfannen, runde Krüge, krumme Hakmesser, Kesselpflöcke, zwei Handtrommeln und noch mehr Anderes. Um diese Dinge trieben sich Zigeuner herum: Männer und Weiber so schwarz wie der Mohrenkönig auf alten Bildern der heiligen drei Könige, in Trachten verschiedener Zeiten und Länder gekleidet, feurig an Farbe, ganz oder zerrissen, und dabei schrien sie, als keiften sie, in der Angelegenheit des Abfahrens oder des Ankommens begriffen. Neben der Thür des Gasthauses aber, zu der ich mir mühsam einen Weg bahnte, um mir für die Zeit, wann ich mit meinem Amtsgeschäfte fertig sein würde, ein Mittagmahl zu bestellen, stand ruhig, als ginge sie das alles nichts an, ein Mädchen der Zigeuner und ich, der ich doch bereits in die reifenden Jahre trat, prallte fast zurück, als ich das Mädchen sah. Das war die schönste Menschengestalt, die sich je in meinen Augen gemalt hatte. Der Oberkörper war in ein röthlich braunes ausgebleichtes Zeug gehüllt, das so dünn war, daß man alle Gestaltungen durch dasselbe verfolgen konnte, und aus dem noch überdies die Arme von den Achseln an ganz nackt herabgingen. Von den Hüften war ein Rock mit gelben und rothen Streifen bis über die Kniee hinunter, der aber die Schwingungen der Gestalt vollkommen erkennen ließ. Die Füße waren nackt. Von dem wolkigen Stoffe des Oberkörpers hingen allerlei mit den grellsten Farben gefärbte Bänder und Schnüre und Flechtwerke herunter. Das Angesicht hatte die einfachsten Linien. Die Nase war gerade, die Lippen waren kräftig, die Augen waren sehr groß und so schwarz, wie weder schwarzer Sammet oder Kohle oder Rabengefieder oder irgend etwas anders in der Welt schwarz ist. Die Haare hatten dieselbe Farbe und schlangen sich in wunderlichen Knäueln mit

Schleifen und hellen Flittern über den Nacken auf den Rücken hinunter. Die Farbe des Körpers, gelbbraun wie ältliches Erz, stand sehr gut zu den schreienden Farben der Bänder, und zu dem Ebenmaße der Glieder, daß, wenn diese Gestalt genau, wie sie ist, gegossen gewesen wäre, sie das schönste menschliche Standbild geworden wäre, das hervorzubringen ist, und daß alle Völker in Bewunderung vor der Schönheit dieses Kunstwerkes hätten knieen müssen, obwohl in dem Abgusse der Glanz der Augen gefehlt hätte. Ein Maler wäre nicht im Stande gewesen, die Gestalt zu malen, weil er das sanfte Rund der Glieder nicht zuwege gebracht hätte. Ich dachte, da ich das Mädchen sah, daß keine Regelmäßigkeit der Krystalle, keine Pracht einer Pflanze, so herrlich sie sei, kein edles Thier, und wenn es das schlankste, kräftigste, feinste Wüstenthier ist, so schön zu sein vermöge wie ein Mensch. Den Ernst in den Mienen des Mädchens würde ich dem Ernste der sixtinischen Madonna vergleichen, wenn ich nicht eine Ungerechtigkeit beginge; denn das Mädchen war schöner als die raphaelische Madonna. In den Standbildern der Griechen, die auf uns gekommen sind, und auf den Tafeln aller Maler ist diese Gestalt nicht vorhanden. Von der Stimme des Mädchens konnte ich nichts vernehmen; denn es gab, während ich da war, keinen Laut von sich. Auch machte es keine Bewegung und nur bei dem Blinken der Augen sah ich die Regung der Wimpern. Neben dem Mädchen stand in der Hausthür der Wirth mit dem großen Bauche der grünen Weste, der schwarzen Haube und den weißen Hemdärmeln, und fragte mich, was mir zu Befehl sei. Ich sagte ihm, daß ich um zwölf Uhr esse: kommen werde, und daß er mir dann geben möge, was er habe. Ich sagte sonst nichts und betrachtete das Mädchen; aber nur kurz, denn da man mich hatte ankommen sehen, so sendete man mir sofort die Botschaft, die anderen Herren warteten schon auf mich in dem Pfarrhofe. Ich ging also in den Pfarrhof, und später an das, was in Neukirchen meines Amtes war. Um drei Uhr des Nachmittages kam ich erst in den Gasthof zurück; denn wir hatten sämmtlich das Mittagessen bei dem Pfarrer einnehmen müssen. Der Platz vor dem Gasthause war jetzt ganz leer. Ich trank nun weniger des Durstes als des Wirthes wegen ein Glas Wein, fragte flüchtig um die Zigeuner, hörte, daß sie fort seien, ließ meine Pferde vor den Wagen spannen, saß ein, und rollte dann auf meinem Heimwege dahin, an die Gestalt des Mädchens denkend, und erwägend, ob sie denn so schön gewesen sei, wie die der jungen Frau, welche ich vor Jahren auf dem Rigi gesehen hatte. Ich fuhr an grünen Bäumen und zwischen grünen Wiesen und Feldern meines Weges und kam nach Hause.

Ich erzählte meiner Frau von dem Vorfalle, und erzählte ihr auch von der jungen Frau.

Ich war nämlich noch ein Schüler der Rechtsschule gewesen, als ich eines Tages mit einem Ränzlein auf dem Rücken, einer kleinen Haube auf dem Kopfe und einem Knotenstocke in der Hand den Rigi emporstieg. Es waren unser fünf, sämmtlich aus derselben Schule und gleich ausgerüstet. Wir verbrachten die Nacht auf dem Berge, und am Morgen waren wir mit anderen Leuten auf einer Aussicht. Da stand eine Frau in einem schwarzen Gewande. Sie trug einen kleinen weißen Fächer in der Hand, am Halse ragte eine schmale weiße Krause aus dem schwarzen Gewande hervor, und auf dem Haupte hatte sie einen runden gelben sehr feinen Florentiner Strohhut. Manche Menschen des Berges sahen auf die Frau. Die ungemein großen Augen waren schwärzer, als das schwarze Gewand, so waren auch die reichen Haare unter dem Florentiner Hute, die Zähne waren weißer, als die Krause und der Fächer, und für die Gestalt war nichts da, womit man sie hätte vergleichen können. Sie war hoch; aber wäre sie um eine Linie höher gewesen, so wäre sie nicht mehr so schön gewesen, und wäre sie um eine Linie niedriger gewesen, so wäre sie auch nicht mehr so schön gewesen. Damals waren Frauengestalten noch Gestalten nicht wie jetzt häßliche Kleiderhaufen. Sanft baute sich die Gestalt empor, wenn sie sich regte, so war die Bewegung weich und geltend. Die Menschen sagten, ihre Augen erscheinen nur so leuchtend, und ihre Zähne nur so weiß, weil die Farbe ihres Angesichtes ungewöhnlich dunkel sei, dunkler, als sich mit Schönheit verträgt; aber gerade, weil in das Rosenroth ihrer Wangen ein wenig Bräunlichschwarz gemischt war, glich die feine Wölbung dieser Wange so sehr der zarten Führung des schönsten uralten Standbildes. Bei dieser Frau war ein Mann, der nur ein wenig größer war als sie, und braune Augen und Haare hatte. Die Leute sagten, dieses Paar sei schon eine Woche in der Herberge des Rigi. Wir blieben den ganzen Tag auf dem Berge und an diesem Tage sahen wir und Andere öfter auf die schwarze Frau, obwohl auch Mädchen da waren, von denen man sagen konnte, daß sie sehr schön seien. Ein alter Kaufmann aus Augsburg erzählte uns, daß er heraus habe, daß die Frau wunderbare kleine Gedichte mache; aber Niemand habe eines dieser Gedichtchen gesehen oder gehört, und er auch nicht. Er zeigte uns ihren und ihres Mannes Namen in dem Einschreibbuche der Herberge. Der Name der Frau stand mit einer klaren Handschrift da; aber keines der wunderbaren Gedichtchen war dabei. Ich habe den Namen später wieder vergessen. An dem Tage, den wir auf dem Berge verbrachten, habe ich die Frau mit ihrem Gatten wandeln sehen, ich habe sie auf einem Steine sitzen sehen, ich habe sie in dem Gesellschaftssaale gesehen, und ich habe sie sprechen hören. Als der nächste Morgen graute, gingen wir fünf Wandergesellen wieder den Berg hinunter. Da sagte

Froschhäuser, einer der Kameraden: „Diese schwarze Frau sollte man nach München schaffen, und dort sollte sie in Thon gebildet, und dann in Erz gegossen und in Marmor gehauen werden, daß die Welt erführe, was Schönheit sei.“

„Dann wäre nicht vorhanden,“ antwortete ich, „wie sie die schwarzen Augen gegen ihren Gemahl aufschlägt, und klare Worte spricht.“

„Und ich,“ sagte Kreidenberger, ein anderer der Wandergesellen, „würde auf einem Scheermesser von Schwabach nach Rom reiten, wenn ich dadurch diese Frau, falls sie noch ein Mädchen wäre, zu meinem Weibe gewinnen könnte.“

„Und wenn Du auf dem Scheermesser von Schwabach nach Rom und von Rom nach Schwabach geritten wärest,“ sagte Grünfeld, ein dritter der Wanderer, „so möchte sie Dich nicht, wenn sie in den runden Kreis Deines Angesichtes blickte.“

„Wohl,“ sagte Kreidenberger, „wenn ich meine Redegabe anwenden würde.“

„Streitet nicht,“ sagte ich, „das ist jetzt gar nicht mehr auszumitteln.“

Aber sie stritten fort.

„Und wer weiß, was ich thue,“ sprach Kreidenberger. „Ich suche die Frau auf, lasse meine Worte fliegen, und wende sie von ihrem Manne zu mir.“

„Schlagt ihn todt,“ schrie Kindinger, der vierte der Wandergesellen, „jetzt ist er toll, und es kann ein Unglück geschehen.“

Und so stritten und redeten sie fort, und redeten viele Tage, da wir noch in manchen Gegenden der Schweiz herumgingen.

Was würde denn Froschhäuser, was Kreidenberger, was Grünfeld und Kindinger, die jetzt auch mit langen Amtsschriftenbündeln wirthschaften, wie ich, sagen, wenn sie das Zigeunermädchen gesehen hätten?

Meine Gattin bemerkte, ich hätte wirklich Unglück, da ich alle Male meine Götterbilder unter den Frauengestalten finde, deren Farbe an die des Glockenmetalles erinnere, wenn es nicht mehr ganz neu sei.

„Und doch habe ich das rosigste Mädchen mit der feinsten Farbe geehlicht,“ antwortete ich, „das Mädchen, welches ich damals für das schönste in Wien erklärte.“

„Aber so schön doch nicht wie die Zigeunerin und wie die andere, welche vielleicht von Zigeunern abstammt?“ fragte sie.

„Höre mich, mein holdes Kind,“ antwortete ich. „In dem Baue der Glieder, denke ich, bist Du nicht so schön wie das Zigeunermädchen und die schwarze Frau; aber sonst bist Du weit schöner, und mir bist Du die schönste und reizendste auf der Welt“.

„Und wie alt waren denn Deine Schönheitsgrößen, als Du sie erblicktest?“ fragte sie.

„Daran habe ich wirklich nicht gedacht,“ antwortete ich. „So weit ich mich zurückerinnere, mochte die schwarze Frau damals auf dem Rigi zwei und zwanzig oder vier und zwanzig Jahre alt gewesen sein, sie mochte auch jünger gewesen sein; denn solche dunkle Frauen sehen in ihrer Jugend immer älter aus, und das Zigeunermädchen von heute möchte ungefähr siebenzehn Jahre alt sein.“

„Und was hast Du denn mit dem Zigeunermädchen gesprochen?“ fragte sie.

„Gesprochen? Ich habe mit dem Mädchen gar nicht gesprochen,“ antwortete ich, „daran habe ich auch nicht gedacht, ich habe nur die Gestalt angeschaut und um ihr Wesen mich nicht bekümmert; denn an Seele giebt es nichts Schöneres als Dich, und da suche ich nicht weiter herum.“

„Nun, so sei Dir, wenn es so ist, verziehen,“ erwiderte sie, „daß Du unter Zigeunern und Malayen schönere Gestalten findest, als Deine Frau ist.“

Und ein recht freundlicher Kuß, um den ich bat, bekräftigte die Verzeihung.

Und wie es in der Welt Ereignisse giebt: eine Zeit nach diesem Versöhnungskusse erfuhr ich folgende Begebenheit.

Einmal fuhr ein alter Mann mit zwei jungen Begleitern in einem leichten Wagen sitzend auf der Straße, welche von Passau mitternachtwärts gegen den Ort Freiung führt, dem genannten Orte und dem bairischen Walde entgegen. Nicht weit von Freiung ließ er den Wagen an einem einzeln gelegenen Gasthofe halten und stieg mit seinen Begleitern aus. Er bestellte für Menschen und Pferde ein Mittagmal, und sagte dann: „Jetzt, Kinder, gehen wir ein wenig im Grünen herum, bis unser Essen in Bereitschaft ist.“

Und sie gingen von der Straße einen Rain entlang, der zwischen die Felder führte.

Die drei Menschen waren der alte Mann, ein Knabe und ein Mädchen. Der alte Mann hatte einen grauen Filzhut, einen grauen Rock und graue Beinkleider, der Knabe einen grauen Strohhut und eine grauleinene Bekleidung, das Mädchen ein graues Strohhütlein und ein graues Faltenröcklein aus Ziegenhaaren. Der alte Mann hatte weiße Haare, braune Augen, ein gut gefärbtes Angesicht und einen weißen Stutzbart. Die Kinder hatten braune Locken und braune Augen und rosige Angesichter, die fast eins wie das andere waren.

„Siehst Du, Franz, und siehst Du, Katharina,“ sagte der alte Mann, da sie an dem Felde hin gingen, „ich habe absichtlich dieses Gasthaus Fendelsberg zu unserem Mittagsessen erwählt, damit ich Euch den Wald, zu dem wir fahren, zeigen kann, weil man ihn auf unserem Wege nirgends so gut sieht. Da liegt er nun vor uns. Wenn die Sonne so lieblich scheint wie heute, seht nur, wie blau er nach einander dahin geht an dem lichteren und noch blaueren Himmel, und wie so schön die Felder

und Wiesen und die Wäldchen herwärts von ihm gegen uns schreiten und so hold gefärbt sind. Alles ist still in dem sanften Dufte. Und so geht er dort links, wohin wir nicht mehr sehen können, noch immer fort, daß Du zehn oder fünfzehn oder zwanzig Tage wandern könntest, Franz, ehe Du ihn auswandertest. Und so liebe weiße Häuschen, wie das ist, in welches ich Euch führen will, liegen an der ganzen langen Länge hin, und auch andere sind dort, nicht weiß, sondern braun, weil sie aus Tannenholz gemacht sind, das sich in der Sonne so gefärbt hatte. Und auf den Dächern der Häuschen liegen große graue Steine. Und noch kleinere Häuschen sind dort, winzig kleine, in denen sehr arme Leute wohnen. Wir können hier keines der Häuschen sehen, weil der ferne blaue Wald so groß ist, und die Häuschen so klein. Der große Wald geht, weil er so weit entfernt ist, so stumm dahin und dahin."

„Fahren wir da gerade auf den Wald zu?" fragte der Knabe.

„Nein, mein Kind," antwortete der alte Mann, „siehst Du dort rechts hinter dem Berge einen Thurm hervorragen? Das ist der Kirchenthurm eines großen Ortes, den man Waldkirchen nennt. Auf diesen Ort fahren wir zu. Und siehst Du weit hinter Waldkirchen den Bühel von dem Rande des blauen Waldes emporragen?"

„Ich sehe ihn, Großvater," sagte der Knabe.

„Das ist der Fels der drei Sessel, der über alle Bäume emporragt," sagte der alte Mann, „und von diesem Felsen gerade herab, wo der Wald aufhört, ist die Stelle, zu der wir gehen."

„Kommen wir noch heute hin, Großvater?" fragte das Mädchen.

„Nach fünf Stunden, wenn wir von diesem Gasthause weggefahren sind," antwortete der alte Mann, „und da bekommt Ihr unter Weges noch eine gute Milch in einem Hause, das Jandelsbrun heißt."

„Wie freue ich mich auf die Milch und auf den blauen Wald," sagte das Mädchen, „ich habe noch gar keinen blauen Wald gesehen."

„Wenn Du hinkommst, ist er grün," sagte der alte Mann.

„Alle Wälder sind ja grün, Katharina," sagte der Knabe.

„So schimmert er nur blau?" fragte das Mädchen.

„Wie alle Höhen in der Ferne," sagte der alte Mann. „Und der Wald, wenn Ihr in ihm herumgehen werdet, hat köstliche Dinge in sich. Da ist der ganze Boden, auf dem er steht, ein ungeheurer zerklüfteter Stein, ein Stein, der Hunderte von Meilen lang ist, viele Meilen breit und manche Meile tief. Er hat Risse und Spalten und Gänge und Oeffnungen, in welche die Wurzeln der Bäume eindringen, und über welchen der schwarze Boden liegt, auf dem die Gräser und Blumen und Beeren des Waldes wachsen. Und das Wasser, welches von den Wolken des Himmels niederregnet, sinkt hinein und sinkt immer tiefer, und sinkt tiefer, und reinigt sich und sammelt sich in dem Steine wie in einem blanken Kruge, weil der Stein fest ist wie eine glatte Schale. Und dann quillt es irgendwo hervor und macht ein kleines Bächlein, oder in der Steinmulde ein Brünnlein, so hellen Wassers, daß Du nicht weißt, wo die Luft aufhört und das Wasser anfängt, und ein Wasserfädlein rinnt von der Mulde fort, und tausend Wasserfädlein rinnen, und überall rieselt es emsig und still, und das Rieselnde findet sich zusammen, und es rauscht dann in der Tiefe, und die vielen vielen Bäche gehen in die Länder hinab. Und dieses Wasser giebt allen Wesen, selbst den Gräsern, Fröhlichkeit und Gesundheit, was das Wasser in den Ländern draußen, wo allerlei unreiner Boden ist, nicht geben kann. Und die Luft ist in den Höhen, die der Wald einnimmt, reiner, weil sie in allen Höhen reiner ist, und sie wird durch das Harz des Waldes und durch das Athmen seiner Millionen Blätter und Nadeln noch anmuthiger und balsamreicher, daß sie eben so Fröhlichkeit und Gesundheit bringt wie das Wasser. Und wer beides, Fröhlichkeit und Gesundheit, verloren hat, der erhält sie wieder, wenn er von diesem Wasser trinkt und von dieser Luft athmet. Darum gehe ich mit Euch zu einem Brunnen, den ich in dem Walde weiß, und in die Luft, die um den Brunnen fließt."

„Großvater, haben wir denn die Gesundheit und Fröhlichkeit verloren?" fragte das Mädchen.

„Du, meine Katharina, hast beides, und ich glaube auch, Franz hat beides," sagte der alte Mann.

„Und hast Du beides nicht, Großvater?" fragte der Knabe.

„Ich glaube, ich habe es nicht," sagte der Großvater.

„Und wodurch hast Du denn die Fröhlichkeit und die Gesundheit verloren?" fragte der Knabe.

„Ich werde sie durch manche Dinge verloren haben, mein Kind," antwortete der alte Mann, „die Du nicht verstehst. Ich bin freiwillig in ein Amt gegangen und bin dadurch schon in einer Zeit zu viel an einem Tische gesessen, als noch Euer Vater und Eure Mutter im Grase fröhlich herumsprangen, ich habe Kummer erlebt und werde Gesundheit und Fröhlichkeit auch verloren haben, weil ich Mangel an Liebe litt."

„Daran hast Du ja nicht Mangel," sagte Franz, „Dich lieben alle Menschen, und sagen es auch, Dich lieben unsere Dienstleute, und sagen es auch, Dich lieben die alten Männer, die oft zu uns kommen, darum kommen sie, Dich lieben unsere Lehrer, sie haben es zu uns gesagt, und ich und Katharina lieben Dich auch, so gut Dich Susanna und Ludmila lieben."

„Die lieben mich alle und Ihr liebt mich auch,"

sagte der Großvater, „und ich bin Euch für Eure Liebe sehr dankbar. Ihr habt diese, und Ihr gebt mir die, die Ihr habt."

„Ja, das thun wir," sagte Katharina.

„Ich bin auch einmal so ein Kind gewesen, wie Ihr seid," entgegnete der alte Mann, „und bin herangewachsen und habe mir Gespielen gesucht, und habe ihnen Gutes gethan, indem ich mich aufopferte, und sie haben gedankt und sind fröhlich gewesen, und sind in die weite Welt gegangen. Ich habe Eure Großmutter kennen gelernt, welche die Mutter Eures Vaters gewesen ist, sie ist meine Ehefrau geworden und hat mich sehr geliebt. Ich hatte ihr alles gegeben, was ich gehabt habe, ich habe ihr aufgeopfert, was mir lieb war, sie war mir sehr dankbar, ich wurde ihr Theuerstes auf der Welt; aber sie konnte nie thun, was gegen ihren Sinn und ihr Gemüth war, sie wußte es nicht, und kränkte mich. Endlich starb sie und nahm noch mit brechenden Augen von mir Abschied. Euer Vater ging zu Eurer Mutter und hing sein Herz an sie. Beide sind viel zu jung gestorben. In meinem Amte sagten die Vorsteher oft, dieses und jenes sollte ich anders und besser thun, bis ich von dem Amte fortging. Und dann begannet Ihr heran zu wachsen und waret heiter und fröhlich um mich."

„Und das hat Dich doch nicht gekränkt, lieber Großvater?" sagte Katharina.

„Lasse das jetzt, mein Mädchen," sagte der alte Mann, „und gehen wir nun zu dem Mittagessen. Sie werden Euch etwas Gutes bereitet haben; denn ich habe es ihnen dringend aufgetragen."

„Ja, gehen wir zu dem Essen," sagte das Mädchen.

Und sie wendeten sich auf dem Raine um und betraten den Rückweg in das Gasthaus.

Nach einer Stunde waren auch die Pferde in Bereitschaft, sie wurden vor den Wagen gespannt, die Reisenden saßen ein, der Kutscher kletterte auf seinen Sitz und sie fuhren auf der Straße weiter.

In einer kleinen Entfernung von dem Gasthause in Fendelsberg lenkte der Wagen von der großen Straße ab und fuhr rechts auf einem kleineren Wege gegen den Ort Waldkirchen. Sie fuhren durch Waldkirchen gegen Morgen, die Kinder bekamen in Jandelsbrunn die versprochene Milch, der Wagen rollte wieder weiter abermals gegen Morgen, und nachdem noch zwei Stunden vergangen waren, hielt er vor einem Gasthause, auf welches der breite Wald in der Nachmittagssonne blau-schwarz dämmernd und viel größer als früher hernieder sah.

„Wir sind an dem Ende unseres Fahrens, Kinder," sagte der Großvater, „jetzt müssen wir ein wenig gehen."

Sie stiegen aus. Der alte Mann machte die Anordnung, wohin das Gepäcke des Wagens gebracht werden sollte und ging mit den Kindern fort. Sie gingen hinter dem Gasthause auf dem Pfade einer Wiese, die so weich wie Sammet war und in der Sonne glänzte, langsam empor. Sie gingen dem breiten Walde immer näher und sahen viele Wäldchen, welche wie Kinder des großen Waldes um ihn herum waren. Und hie und da stand ein Häuschen, welches weiß war, wie der Großvater gesagt hatte, oder ein größeres Haus, oder auch ein braunes Holzhäuschen oder ein winziges, wie es der Großvater beschrieben hatte. Kirschbäume standen an dem Wege, und auch sonst hie und da andere Bäume standen überall herum, besonders Ahorne und Tannen, die Wanderer sahen in Rinnen hinab, in denen Wässer rauschten, und auf einem sehr grünen Flecke stand ein weißes Häuschen mit breitem Giebel und flachem Dache, auf welchem große Steine lagen.

Der Großvater wies auf das Häuschen und sagte: „Dort werden wir wohnen. Ich werde in dem glänzenden weißen Häuschen ein Zimmer haben, Franz wird ein Zimmerchen haben, Katharina wird ein Zimmerchen haben, und die Frau, welche uns bedienen wird, hat jetzt schon die Hinterstube. Ich habe Niemanden als Euch mitgenommen, daß wir gar nichts von der großen Stadt bei uns haben. Das Wasser des Waldes und die Luft des Waldes werden gut wirken. Eure Wangen werden noch rosiger und Eure Augen werden noch glänzender werden."

„Großvater, wirst Du dann auch noch Jemand haben, der Dich liebt?" fragte Katharina.

„Das weiß ich nicht, mein Mädchen," antwortete der alte Mann.

Sie waren zu dem Häuschen gekommen und in dasselbe gegangen. Es war, wie der Großvater gesagt hatte; die drei Zimmer waren mit Geräthen versehen, und waren nett und reinlich. Die Kinder freuten sich darüber, und freuten sich, daß sie in die Wohnung gehen konnten, ohne über eine Treppe zu steigen. Die Frau, welche hier ihre Magd sein sollte, stand schon in weißer Schürze da. Das Gepäcke der Reisenden wurde gebracht und ausgepackt, die Abendsuppe wurde auf den runden Tisch gestellt, und der Großvater zeigte nur noch, ehe es dämmerte, den Kindern den schönen Wasserstrahl, der hinter dem Häuschen gleichsam mitten aus dem Felsen wie Glas hervorschoß und sich in einem Felsenbecken sammelte, von dem dann ein winziges Bächlein weiter rann, dann wurde die Hausthür gesperrt, die Fenstervorhänge wurden zugezogen und alle gingen zur Ruhe.

Des andern Tages am frühesten Morgen, als sie die Milch und das Wasser, das ihnen von der Frau gebracht worden war, getrunken hatten, gingen die drei neuen Bewohner des Häuschens auf dem weißen Wege, der von unendlich vielen Sandkörnern glitzerte, neben dem thauigen Grase in das freie weite Thal dahin. Der Großvater führte die Kinder gegen das Schulhaus

der Waldhäuser, welches auf dem Anger unter lauter Kirschbäumen stand und auf allen Seiten von oben bis unten mit Schindeln bedeckt war. Sie hatten eine halbe Stunde bis dahin zu gehen gehabt. Der Unterricht hatte noch nicht begonnen. Der alte Mann führte die Kinder in die Stube des Lehrers und sagte zu diesem: „Ich bin Stephan Heilkun, der Besitzer von Heilkun und Thanau, und diese zwei sind meine Enkel, die Kinder meines verstorbenen Sohnes. Ich bin in diesen Wald gegangen, um hier im Sommer Luft, Wasser und Aussicht zu genießen. Der Schreiner, welcher sich abseits der Klafferstraße das größere Haus gebaut hat, ist so freundlich gewesen, mir das kleinere in dem er früher gewohnt hat, für eine Zeit zu überlassen. Seine Muhme Crescentia ist meine Magd. Ich bin zu Euch gekommen, verehrter Herr Lehrer, weil Ihr der Schreiber der Waldgemeinde seid, Euch meine Ankunft und die Absicht meines Aufenthaltes dahier anzuzeigen. Den Vorsteher werde ich übermorgen am Sonntage besuchen, da ich bis dahin geordnet bin und den etwas weiten Weg zu ihm ohne Zeitversäumniß werde antreten können."

„Mein hochedler und mein hochverehrter Herr," antwortete der Lehrer, „ich danke für die Anzeige und werde sie sogleich eintragen. Möge Euch und den Kindern der Aufenthalt in dieser wilden Gegend recht lieb sein."

„Den Unterricht meiner Enkel werde ich selber fortsetzen," erwiderte der alte Stephan, „sollte ich Eures Rathes hier je bedürfen, so werde ich Euch darum bitten."

„Mein Rath wird bei so lieben und schönen und wohlerzogenen Kindern kaum nöthig sein," entgegnete der Lehrer, „aber wo ich dienen kann, diene ich gern. Leider sind meine Gaben klein und sie sind noch kleiner geworden, weil mich meine Vorgesetzten so lange in diesem unwirthbaren Waldwinkel und bei so rohen Menschen gelassen haben."

„Und könnt Ihr die Kinder dieser Leute nicht verbessern und veredeln?" fragte Stephan.

„Ja, wenn die Eltern nicht wieder alles verdürben," sagte der Lehrer, „die Kinder lernen Halsstarrigkeit und Bosheit. Da habe ich sogar ein Mädchen in der Schule, das aus Rohheit und Bosheit, obwohl es meiner Lehre schon fast entwächst, bisher noch kein Wort in der Schule gesprochen hat."

„Das sollte doch kaum möglich sein," sagte Stephan.

„Es ist möglich," antwortete der Lehrer, „das Kind sitzt auf der zweiten Bank, und wenn ich es frage und liebreich zu ihm rede, zeigt es die Zähne und schaut mich mit häßlichen Augen an, und sagt gar nichts, und wenn ich seine Schrift oder sein Buch oder seine Rechnungstafel will, so hält es die Hand darauf und blickt noch abscheulicher. Ich will als vernünftiger Mann nicht Gewalt brauchen, sonst kömmt das Kind gar nicht mehr in die Schule und geht ganz zu Grunde. Auf der Gasse stößt und schlägt es die andern Kinder, oftmals steht es auf einem Felsen und streckt den Arm aus den Lumpen hervor und predigt, oder schreit sonst etwas, wenn auch gar Niemand dabei ist, der es hört, ja dann schreit es sogar am lautesten. Nicht einmal bei seiner Mutter will das Mädchen bleiben, die doch noch die ehrbarste ist, sondern hockt bei der verwahrlosten Großmutter in dem hölzernen Loche hinter der Hütte und höhnt die Großmutter, indem es ihr Tannenreiser in die weißen Haare steckt, oder Preißelbeeren oder ihr einen Busch von Hahnenfedern auf das Haupt bindet. Es rennt oft in den Gräben herum und zerreißt Gebüsche und Kräuter. Oefter singt es mit der Großmutter."

„Und hat denn dieses Kind in der Schule etwas gelernt?" fragte der alte Stephan.

„Ich sehe es mitlesen, wenn gelesen wird," sagte der Lehrer, „wenigstens rührt es die Lippen, die Kinder sagen, daß es die Buchstaben recht macht und die Rechnungen aufschreibt. Sonst geht es aus Bosheit in die Schule, um da wild zu sein und zu trotzen. Selbst zu dem hochwürdigen geistlichen Herrn hat es noch kein Wort gesprochen."

„Wer sind denn seine Angehörigen?" fragte Stephan.

„Hergelaufene Menschen," antwortete der Lehrer. „Es sind die früheren Besitzer der Hütte ausgestorben und da kamen weitläufige Anverwandte, zwei Schwestern, davon eine die Mutter des Mädchens, die andere aber eine unverheirathete Person ist. Diese besorgen die Hütte, die zwei Kühe, die Ziegen und die kleinen Flecke Grundes und gehen in Arbeit. Dann ist noch die Großmutter, welche die Mutter der zwei Weibspersonen ist, und das wilde Kind. Von einem Vater dieses Kindes habe ich nie etwas gehört."

„Ihr werdet mir doch erlauben, daß ich Eure Schule einmal besuche," sagte Stephan.

„Ich werde eine Freude und Ehre daran haben," antwortete der Lehrer.

Darauf beurlaubte sich der alte Mann, Franz verbeugte sich, wie er es gelernt hatte, Katharina knixte, und sie verließen die Stube.

Dann ging der alte Mann noch mit den Kindern, ehe die Mittagszeit kam, von dem Schulhause, über grünen Rasen empor, dann zwischen kleinen Feldern, dann durch einen Laubgraben, in welchem Wasser rauschte, dann durch Wiesen, auf denen ungeheure Steine lagen, in den großen Wald hinauf, den sie bei ihrer Ankunft wie ein dunkles Band vor sich gehabt hatten. Er führte sie im Walde herum, so weit er gangbar war, oder der eine oder der andere Pfad hierhin und dorthin lenkte. Er zeigte ihnen die großen Buchen und Tannen und Ahorne, die da wuchsen, die bemoosten Steine, die in Mengen und in Verwirrungen umherlagen, und oft wie grünes Gold funkelten, er zeigte ihnen die

dunkeln und lichten Waldblumen, die im Schatten standen, und die anderen Kräuter und Blätter, die da waren, insonderheit, daran die Beeren wachsen würden, die sie in späterer Zeit des Sommers ergötzen sollten, er zeigte ihnen die vielen Wässerlein, die da rannen, und führte sie zu einem Waldbrunnen, den er wußte. Zu dem Brunnen ging ein guter Pfad, weil die Hirten, die Holzarbeiter und andere Leute ihren Trunk da holten, und glaubten, daß das Wasser heilig sei und besondere Gesundheitskräfte besitze. Es lag ein Stein wie ein Haus über dem Brunnen und von ihm rann ein Quellchen weiter. Es war so, wie der Großvater gesagt hatte, wenn sich das Wasser unter seinem Steine nicht gerührt hätte, wäre es von Luft nicht zu unterscheiden gewesen. Hohe Bäume und Brombeersträuche und andere Dinge waren umher. Der Großvater setzte sich mit den Kindern nieder und da sie sich genugsam abgekühlt hatten, zog er einen schönen Glasbecher aus einem Fache, das er in seiner Tasche trug, hervor, füllte ihn mit Wasser und gab den Kindern zu trinken, und trank selber. Dann als der Durst gestillt war, gingen sie unter dem Gesange von allerlei Vögeln, unter dem Geflatter von manchen schönen Faltern und im Anschauen manches bunten Käfers oder eines andern Thierchens oder gar eines über den Weg huschenden Eichhörnchens an Stamm nach Stamm dahin, immer abwärts, bis sie in's Freie gelangten und bald ihr Schreinerhäuschen sahen, dem sie zuwandelten.

Nach einigen Tagen ging der alte Stephan allein in das Schulhaus und in das Unterrichtszimmer. Der Lehrer zeigte ihm das wilde Mädchen. Es saß auf dem zweiten Platze der zweiten Bank, und sah den alten Mann mit schreckhaft großen pechschwarzen Augen an. Sonst saß es ruhig und still da. Der alte Mann ging in dem Zimmer herum, betrachtete allerlei, sprach zu den Kindern insgesammt einige Worte und ging wieder fort. So kam er nun öfter, die Kinder gewöhnten sich an ihn, er hörte zu, wenn sie lasen, er forderte sie auf, ihm ihre Schreibbücher und Rechnungstafeln zu zeigen, und beschenkte sie darnach zuweilen mit kleinen Bildchen. Das wilde Mädchen las nie, es zeigte ihm nie ein Schreibbuch oder eine Rechnungstafel. Wenn er manchesmal bis zum Ende der Schulzeit blieb und mit den Kindern fortging, umringten sie ihn und drängten sich an ihn, jedes wollte das nächste an ihm gehen, und manche gingen länger auf dem Pfade, den er wandelte, mit fort, als ihr Nachhauseweg erfordert hätte, um bei ihm bleiben zu können. Er sah nie, daß das wilde Mädchen andere Kinder stieß oder schlug, sondern es ging seines Wegs fort.

Einmal, als er nach langer Zeit wieder in die Schule kam, brachte er allerlei Dinge mit: Glaskorallen, kleine Marmorkugeln, rosenrothe Bändchen, Holztrompetchen, kleine Puppen und dergleichen. Er ließ die Kinder lesen, besah ihre Arbeiten, und theilte zahlreiche Geschenke unter die fleißigen aus, und die sonst nichts bekamen, bekamen wenigstens ein Bildchen. Alle Kinder hatte er zum Lesen gerufen, nur das wilde Mädchen nicht, von allen hatte er sich die Arbeit zeigen lassen, nur das wilde Mädchen hatte er nicht aufgefordert. Dann öffnete er seine goldene Uhr und zeigte den Kindern um das wilde Mädchen herum den inneren Goldglanz und das rührige Gehwerk, dem wilden Mädchen nicht. Dann ging er zu dem Stuhle an dem Tische des Lehrers, setzte sich nieder und packte die Geschenke, die ihm übrig geblieben waren, in seine Tasche. Da stand das wilde Mädchen auf, drängte aus der Bank, ging zu dem alten Manne, hielt das Buch hin und gab Zeichen, daß es lesen wolle. Der alte Mann machte eine freundliche Zustimmung und sofort begann das wilde Mädchen laut mit klarer aber etwas tiefer Stimme ganz richtig in fremdartiger Aussprache das zu lesen, was auf den aufgeschlagenen Blättern stand. Als der alte Mann das Mädchen bedeutet hatte, daß es genug sei, trug es sein Buch zu seiner Bank und brachte sein Schreibheft zum Ansehen. Der alte Stephan sah die Schrift an, es waren mehrere Blätter beschrieben, die Buchstaben waren deutlich, wenn auch nicht schön; aber der alte Mann erstaunte auf das Höchste, da er die Schrift las. Es war nirgends das, was auf der Vorschriftstafel stand, abgeschrieben, oder etwas geschrieben, was in die Feder gesagt worden sein konnte, oder was man sich selbst zu denken vermochte, sondern ganz andere seltsame Worte: Burgen, Nagelein, Schwarzbach, Susein, Werdehold, Staran, zwei Engel, Zinzilein, Waldfahren, und Aehnliches, dann Sätze: in die Wolken springen, die Geißel um den Stamm, Wasser, Wasser, Wasser fort, schöne Frau, schöne Frau, schöne Frau, alles leicht, alles grau, und solche Dinge noch mehrere. Der alte Mann sagte hierüber dem Lehrer gar nichts und dem wilden Mädchen auch nichts. Er gab dem Kinde die Schrift zurück, lobte es, strich den Scheitel seines rabenschwarzen Haares, das unbedeckt war, zweimal mit seiner Hand, zog aus seiner Tasche ein schönes rosenrothseidenes Band hervor und gab es dem Mädchen. Das Mädchen brachte ihm nun auch seine Tafel mit einer richtig gelösten Aufgabe. Dann ging es mit dem Bande und mit seiner Schrift und der Tafel zu der Bank auf seinen Platz. Der Lehrer sah allen diesen Dingen zu. Der alte Mann blieb bis zum Ende der Lehrzeit und ging dann mit den Kindern fort.

Und so oft er in die Schule kam, las ihm das Mädchen vor und zeigte ihm seine Schrift und seine Rechnung.

So verging einige Zeit.

Eines Tages ging der alte Stephan mit Franz und Katharina im Nachmittagssonnenscheine von dem weißen Schreinerhäuschen fort. Er führte die Kinder durch

die Rasenpfade an Bäumen, Gesträuchen, rauschenden Wässern und großen Steinen vorüber, er führte sie durch ein kleines wildes Gehölze, und als sie aus demselben getreten waren, lag ein sehr kleines Flecklein Korn von Gesträuchen umringt, und über dem kleinen Flecklein Korn hing unter dem unermeßlichen blauen Himmel wie eine winzige singende Ampel eine Lerche, und an dem kleinen Fleckchen Korn stand ein braunes hölzernes Häuschen, das wie ein Holzhäufchen gegen den großen grauen Stein war, der sich hinter ihm befand, und an dem Häuschen war ein holzbrauner Anbau, der wieder nur ein Holzhäufchen gegen das Häuschen war. Zu diesem hölzernen Häuschen führte der Großvater die Kinder und von dem Häuschen zu dem Zubaue. Da saß unter der Thür, in

welche die helle Sonne schien, ein altes Weib und zog einen groben Faden aus der Spindel, und hinter dem alten Weibe hockte auf einer Tonne, aus dem Dunkel des winzigen Holzbaues über das alte Weib heraus blickend, wie eine Katze das wilde Mädchen. Das alte Weib hatte einen rothen Latz, einen zerrissenen, grünen Rock und ein Linnenhemd um die Schultern und den Hals, das aus Alter grau war. Rings um das Weib staken in dem Holze des Anbaues, wie um ein Heiligenbild in einer Feldkapelle, Zweige, Blumen, Getreidehalme und selbst Federn. In den weißen Haaren hatte das alte Weib Blumen, gefärbte Papierstreifen, einen Büschel Hahnenfedern, und es hing das rosenrothe Seidenband von den weißen Haaren hernieder, das der alte Stephan dem wilden Mädchen gegeben hatte. Das wilde Mädchen trug gar keinen Schmuck, sein Rock war auch grün und zerrissen, sein Latz war blau und sein Hemd, sonst wie das der Alten, hatte frische Risse. Es blickte unwillig gegen die Ankommenden.

Stephan blieb mit den Kindern vor dem alten Weibe stehen und sagte: „das ist ein lieblicher Sonnenschein, der heute da herniederkömmt."

„Ja ja, er scheint jeder Zeit, wann er scheint," erwiderte das alte Weib.

„Ihr habt Euch in denselben gesetzt, und zieht da Euern Faden aus dem Rocken," sagte Stephan.

Das alte Weib sah mit großen schwarzen Augen aus dem knöchernen Angesichte auf ihn und sagte nichts.

„Er wärmt Eure Glieder," sagte Stephan wieder.

„Die Glieder möchten warm sein im Sommer und im Winter und am Morgen und am Abende," sagte das alte Weib.

„Wie heißt Ihr denn?" fragte Stephan.

„Sonst hieß ich Lucia, jetzt aber Katharina, manchmal hieß ich auch Ludmila, da er noch lebte. Der Name war ihm süß, er hat diese schwarzen Haare gestreichelt," sagte das alte Weib.

„Frage sie nicht mehr," rief jetzt das wilde Mädchen, indem es seinen Kopf über den des alten Weibes hervorstreckte, so daß die Sonne ihn beschien.

Stephan nahm die Kinder bei der Hand, wendete sich um und ging von dem Zubaue weg.

An der Thür des Hauses stand ein Weib und sagte zu Stephan, da er sich näherte: „Ihr seid bei der Mutter gewesen und habt mit ihr gesprochen."

„Wenig," sagte Stephan, „sie scheint nicht redselig zu sein."

„Das Kind läßt sie nicht sprechen, und läßt nicht andere mit ihr sprechen," sagte das Weib.

„Seid Ihr die Mutter des Kindes?" fragte der alte Mann.

„Nein, ich bin die Jungfrau Anna, die Schwester der Mutter," antwortete das Weib, „wir haben die Plage, und müssen für alles sorgen, das Kind ist bei der Mutter hinten, und will gar nicht einmal zu uns hervorgehen, wo es viel besser wäre. Aber wollt Ihr denn mit dem schönen Herrlein und dem schönen Fräulein nicht hereingehen, hoher Herr, und einen Schluck Milch trinken, von der Ziege oder von der Kuh?"

„Nein," sagte der alte Stephan, „wir müssen unseres Weges weiter gehen, und danken Euch."

„Nun so behüte Euch Gott," sagte das Weib.

„Euch auch," entgegnete Stephan.

Dann ging er mit den Kindern von dem Holzhäuschen weg, an dem kleinen Fleckchen Korn dahin, in das wilde Gehölz, und aus demselben wieder gegen das weiße Schreinerhäuschen hinunter.

„Großvater," sagte Katharina, „das kleine Mädchen ist recht häßlich. Als es den Kopf hervorstreckte, daß ihn die Sonne beschien, war es mit dem schwarzen Angesichte wie ein dunkles Bild in einem Holzrahmen."

„Aber wie ein schönes Bild," sagte Franz, „seine Wangen glänzten wie eine Glocke der Kirche, und seine Augen leuchteten wie die Kerzen an dem Altare."

„Nein, wie die Kohlen im Backofen," sagte das Mädchen.

„Man soll das Kind nur rein und schön anziehen, wie Dich," sagte Franz, „dann siehe."

Sie waren in das Schreinerhäuschen hinunter gekommen, und Crescentia gab ihnen die Milch, welche sie zu dieser Zeit immer bekamen.

An einem jeden Tage, wenn sie nach dem Morgengange gelernt hatten, führte der Großvater die Kinder zu dem Waldbrunnen hinauf, und sie tranken mittelst des schönen Glasbechers von dem Wasser des Brunnens, und sie sahen die Bäume und Blumen und Grasblätter des Waldes und seine Faltern und seine Käfer und seine Thierchen, und hörten die Vögel singen. Einige Male gingen sie auch mit dem Führer Mathias den langen Pfad schief über die ganze mächtige Waldlehne empor, bis sie zu dem Fels der drei Sessel kamen. Stephan stieg mit den Kindern, die Stufen, die der König in den Fels hatte hauen lassen, hinan, und sie sahen umher. Da lag der ungeheure Wald zu ihren Füßen, dann das weite Land mit Feldern, Wiesen, Wäldern, Häusern, Dörfern, Kirchen; den Donaustrom sahen sie, den Inn, die Isar, und dann den blauen Gürtel der Alpen von Tirol bis zu dem Oetscher, und schöne schimmernde weiße Täfelchen waren in dem blauen Gürtel. Die Kinder hatten eine unaussprechliche Freude. Zuweilen gingen sie auch an den Schluchten, an den rauschenden Wässern, an den Ahornbäumen und anderen Bäumen hinauf in das wilde Gehölz, und aus ihm zu dem kleinen Fleckchen Korn, über dem manches Mal wieder eine Lerche war, und von dem Fleckchen Korn zu dem Holzhäuschen und von dem Holzhäuschen zu dem winzigen Anbaue, und sahen die alte Großmutter und das wilde Mädchen. Der Großvater sprach wenig; aber er brachte öfter etwas: ein seidenes Bändlein oder Glaskorallen oder papierene Blumen oder ein Schnürchen mit Dolden, und sie sahen dann später die Dinge an dem alten Weibe hängen.

„Die Mutter und die Muhme des Mädchens," sagte Katharina, „sind doch viel ehrbarer gekleidet, als die alte Frau und das Mädchen."

„Weil sie auf sich mehr verwenden," sagte Franz.

Der Sommer war indessen immer älter geworden, die Leute thaten stets andere Arbeiten auf den Feldern und Wiesen, das Fleckchen Korn vor dem Holzhäuschen war abgeerntet, fast jeder Mensch der Gegend kannte schon den alten Mann mit den zwei Kindern, der Herbst rückte herzu, und die Stunde des Abschieds schlug.

„Centia" sagte Stephan eines Morgens, da alles gepackt war, was fort mußte, und da es die Leute in das Wirthshaus im Klaffergrunde gebracht hatten, „behüte alles gut, was wir da gelassen haben, mit dem ersten Frühlinge kommen wir wieder."

Dann ging er mit den Kindern auf dem Pfade in das Klafferwirthshaus, um dort in den Wagen zu steigen. Der Lehrer der Waldhäuser war da und auch der Vorstand der Waldgemeinde und andere Leute, um Abschied zu nehmen, Crescentia war ihnen auch nachgelaufen, und da man sich verabschiedet hatte und da die Kinder im Wagen saßen, und der alte Stephan den Fuß auf den Tritt stellte, um einzusteigen, flog hinter dem Schoppen das wilde Mädchen herbei, schlang beide Arme um den alten Mann, küßte ihn auf den weißen Stutzbart und rannte davon. Der alte Mann wischte sich mit dem Aermel seines Rockes das Angesicht, man wußte nicht weßhalb, er stieg ein, und der Wagen fuhr davon.

In Jandelsbrunn bekamen die Kinder Milch, in Fendelsberg wurde das Mittagsessen verzehrt, und sie fuhren Passau zu.

Und der wilde Winter kam. Von dem Fels der drei Sessel gingen die Winde über die Waldlehne nieder, durch die Wipfel der Bäume an den Waldbrunnen, auf die Schluchten und die Anger und die Thalrinnen und die weißen Häuschen mit den Steindächern, und die braunen hölzernen, auf das Häuschen, das an dem kleinen Felde stand, um welches Gebüsche waren, auf das weiße Schreinerhäuschen, auf das Schulhaus mit den Schindelwänden, auf das Wirthshaus in der Klafferstraße, und weiter hin gegen den Berg, auf welchem die Kirche von Breitenberg stand, und gegen andere Kirchen, und gegen die weiten Länder hinaus. Und die Flocken kamen und jagten dahin, wohin der Wind zielte, und legten eine Hülle über alle Dinge, die immer wuchs und wuchs. Und die Tage waren kurz und finster, und die Nächte lang und stockend. Und die Kälte erschien und baute um die laublosen Zweige der Bäume das feine Weiß, und streute es auch auf alle jene Nadeln des Waldes, auf denen nicht ohnehin schon der Schnee lag. Und Crescentia heizte öfter in den Stuben und Kammern des weißen Schreinerhäuschens, und legte die Hüllen und Bettzeuge heraus, die der alte Stephan da gelassen, und die er geschickt hatte, daß sie sich in der Wärme lüfteten.

Und als die Sonne immer höher kam und immer wärmer wurde, und als endlich an manchen Zweigen die Kätzchen hingen, an anderen die Blüthen, und als der hohe Wald seine neuen lichtgrünen Wedel ansetzte, ging der Wagen, in welchem der alte Stephan mit seinen Enkeln Franz und Katharina saß, nach Fendelsberg, nach Jandelsbrunn und in das Wirthshaus in der Klafferstraße, wo der alte Mann mit den Kindern ausstieg, und von wo er mit ihnen über den Anger und zwischen den zerstreuten Häuschen, in die Schreinerwohnung ging, an der Crescentia stand, und an der andere Leute standen, die die Ankommenden begrüßten. Männer brachten die Sachen nach, welche von dem Wagen in das Schreinerhäuschen mußten.

Und die drei Reisenden nahmen gleich von allem Besitz, wie sie es im vorigen Sommer gethan hatten, um wieder zu leben wie im vorigen Sommer.

Des nächsten Morgens kam der Gemeindevorsteher zu dem alten Stephan, um ihn zu begrüßen, es kam der Lehrer der Waldhäuserschule, und Nachbarn und Bekannte kamen, und einige von denen, welchen Stephan im vorigen Jahre Gutes gethan hatte.

Und hierauf ging Stephan in dieses und jenes Haus und Häuschen und besuchte die Bewohner.

Und den übrigen Theil des Tages gingen sie an verschiedene Plätze, bis es Abend wurde.

In den kommenden Tagen war es dann schon so, als seien sie nie von dem Schreinerhäuschen fort gewesen.

Crescentia besorgte das Haus, liebte die Kinder, arbeitete, und nahm Leute zur Arbeit, wenn es noth that.

Die Kinder lernten, machten ihre Aufgaben mit der Anweisung und der Hilfe des Großvaters, und genossen, was zu genießen war.

Von dem Hause des Herrn Rosenau, das mit Wiesen und Aeckern hart an dem großen Walde lag, kam der Herr und die Frau öfter zum Besuche, und an den Kindern desselben hatten Franz und Katharina Gespielen. Sie gingen öfter auch in das Haus hinauf. So war es auch mit dem Hause des Herrn und der Frau Winden, das jenseits des rauschenden Baches lag, auf dessen Brücke die gemalten Grenzsteine standen, die Franz und Katharina so bewunderten. Und wie mit diesen zwei Häusern war es auch noch mit dem einen oder dem anderen Hause und Häuschen. Wenn Stephan mit den alten Leuten sprach, spielten die Kinder.

Einmal, da sie wieder zu ihrem Waldbrunnen gingen, sahen sie, ehe sie bei ihm waren, auf dem hohen Steine desselben das wilde Mädchen stehen. Es hatte den Kopf erhoben und streckte bald den einen Arm empor, bald den andern, bald beide, bald hielt es dieselben wagerecht, und rief dabei Worte aus. Wenn es den Arm oder beide emporstreckte, fiel der Hemdärmel, der nicht geknöpft war, zurück und es waren die dunklen Arme zu sehen, als wären sie aus Erz gegossen. Und den Leib richtete das Mädchen empor, daß er noch schlanker und höher erschien. Anfangs konnten Stephan und die Kinder die Worte nicht verstehen, dann lauschten sie ihnen und vernahmen: „Schöne Frau, alte Frau, schöne Frau, weißes Haar, Augenpaar, Sonnenschein, Hütte dein, Märchenfrau, Flachs so grau, Worte dein, Herz hinein, Mädchen, Mädchen, Mädchen, bleib bei ihr, schmücke sie, nähre sie, schlafe da, immer nah, alle fort, himmelhoch, Sonne noch, Jana, Jana, Jana!“

Und bei diesem Worte erblickte das Mädchen die drei Menschen, die unten standen, und glitt schnell, wie eine Waldschlange rückwärts von dem Steine hinab und ward nicht mehr gesehen. Stephan ging mit den Kindern zu dem Brunnen, schöpfte in seinen Glasbecher Wasser, und sie tranken. Da kam das wilde Mädchen herzu, blieb stehen und sah sie mit den glänzenden Augen an und seine dunkeln Wangen waren von der Bewegung roth.

Als der alte Stephan und die Kinder Anstalten machten, sich von dem Brunnen zu entfernen, ging das wilde Mädchen zu dem alten Manne, faßte seine Hand, und sagte: „Geh mit.“

„So führe mich,“ sagte der alte Mann.

Das wilde Mädchen führte ihn und ließ seine Hand nicht los. Es führte ihn von dem Brunnen abwärts, und dann, da die Wege sich theilten,

einen andern Pfad durch den Wald, als auf welchen man gegen das Schreinerhäuschen kömmt. Da sie ins Freie gelangten, gingen sie über Anger und Wiese, durch einen Graben und durch ein Gehölz. Die Kinder gingen hinterher. Aus dem Gehölze kamen sie zu dem kleinen Felde, das vom Gebüsche umgeben ist, auf dem im vorigen Sommer das Korn gestanden war, auf dem jetzt grüner Hafer wuchs, und an dem das Holzhäuschen mit dem Holzanbaue stand. Ueber dem Felde sang wieder die Lerche wie eine winzige Ampel, als liebte sie diesen Platz, oder als wollte sie den Kindern eine Freude machen, da sie heuer wieder hieher kamen. Das Mädchen führte den alten Mann und die Kinder zu dem Anbaue des Häuschens, und sagte: „Da ist er, Großmutter.“ Nach einem Weilchen sprach es zu Stephan: „Du bist bei dem Herrn Martin Winden gewesen, Du bist bei dem Herrn Franz Rosenau gewesen, Du bist in der Schule gewesen, Du bist in dem Marhause gewesen und bei Ludwina's Eltern und bei dem Grabenbauer und in der Mühle, warum bist Du nicht zu uns gekommen?“

„Ich wäre schon gekommen,“ sagte Stephan.

Die Großmutter saß unter der Thür des Anbaues auf einem Bänklein. Sie hatte von den Bändern und Glasperlen und den anderen Dingen, welche Stephan gespendet hatte, an sich. Sie saß müßig an der Sonne, als hätte sie auf ihn wie auf einen Bräutigam gewartet.

Das wilde Mädchen lief in das Häuschen, brachte in einem grünen Krüglein Milch, reichte das Krüglein der Großmutter und sagte: „Trink.“

„Jana, Jana,“ sagte die Großmutter, da das Mädchen zurück war, „die Hummeln sind in ihrem Baue und Du bist immer fort.“

„Ich muß Sachen suchen,“ erwiderte das Mädchen, „die Du brauchst, ich muß singen und auf den Stein steigen, und ich muß nach dem alten Manne forschen.“

Wir kommen zu Euch, liebe Frau,“ sagte Stephan, „weil wir wieder in dem Waldlande sind. Wir bleiben den ganzen Sommer da und werden schon öfter zu Euch kommen.“

„Du bist ein alter Mann, sie ist eine alte Frau,“ sagte das wilde Mädchen, „sie ist schön und Du bist schön.“

Stephan antwortete nicht auf diese Rede, sondern sprach zu der alten Frau, wie der Himmel so heiter sei, wie der Frühling so lieblich sich eingestellt habe und wie die Lüfte um das Holzhäuschen wehen.

„Ja, es ist der Winter gewesen, er ist sehr lang gewesen,“ antwortete die alte Frau, „und dann hat er aufgehört, und sie haben den Hafer gesät.“

„Der Hafer ist recht schön auf diesem Felde, und die Körner werden zierlich an den feinen Fäden hängen,“ sagte Stephan, „wenn sie sich entwickeln.“

„Jana ziert alles,“ entgegnete die alte Frau, „und hat schon von der Mutter viele Strafe bekommen.“

„Das geht in alles andre hin,“ sagte das Mädchen, „und rede nicht davon.“

Während Stephan mit der alten Frau sprach, konnten er und es konnten die Kinder in das Innere des kleinen Holzzubaues schauen. Es war derselbe eine kleine Kammer. In ihr war ein größeres Bett wahrscheinlich für die alte Frau, dann ein Häuflein von Bettzeug in einer Ecke, darauf das wilde Mädchen kauern konnte, wenn es ruhen wollte. Dann war eine Bank an dem Oeflein, ein Tischchen und eine Truhe. An dem Eingange stand die kleine Tonne, auf der das wilde Mädchen bei Stephans erstem Besuche gesessen war. Um das größere Bett und an andern Stellen staken Tannenreiser, Laubzweige und Blumen und Federn von Hühnern, Hähnen, Enten, Nußhehern und anderen Vögeln, so wie auch allerlei Gestaltungen aus buntem Papier, aus farbigen Lappen und Bändern hernieder hingen.

Stephan sagte, er werde morgen wieder kommen, und ging mit den Kindern fort. Das wilde Mädchen sprang ihm nach, faßte ihn an der Hand, sah ihm mit den großen Augen in das Angesicht, streichelte seine Hand ein Mal, und lief wieder zur Großmutter zurück.

Als Stephan zu der Thür des Häuschens kam, trat die Mutter des wilden Mädchens aus derselben heraus, und sagte: „Ach hoher Herr, geht doch heute ein wenig in die Stube, ich habe Euch um etwas zu bitten.“

Stephan ging mit den Kindern in die Stube. Die Stube war schöner als die Kammer des Zubaues, in ihr standen drei Betten und in der Kammer, die daneben war, stand noch ein viertes Bett, das besser war als die drei. Sonst zeigten sich die Geräthe, wie sie in solchen Wohnungen zu sein pflegen.

Stephan setzte sich mit den Kindern an den gescheuerten Tisch, die Frau brachte in einer grünen Schale Milch und auf einem grünen Schüsselchen Butter. Dann legte sie ein Laiblein Brot, drei Löffel und ein Messer auf den Tisch.

Stephan und die Kinder aßen einige Löffel von der Milch und jedes ein Schnittchen Butterbrot.

„Was ich Euch bitten wollte,“ sagte das Weib, „ich bin die Mutter von dem Kinde Juliana, das in der Schule zu Euch gesprochen hat, ich heiße Magdalena, da ist die Stube und die Kammer, darin bin ich und meine Schwester, da steht ein schönes Bett für die Großmutter, und eines für Juliana, sagt dem Kinde, daß es zu uns geht, dann geht die Großmutter auch mit. Sie sind immer in dem schlechten Holzhüttchen, und wenn ich dem Kinde Strafe drohe, so schaut es mich mit den großen Augen an, wie sein Vater, der zu früh gestorben ist. Und ich getraue mir nicht, das Kind zu strafen, sonst läuft es am Ende gar fort. Sagt es ihm doch, lieber Herr.“

„Ich werde nachdenken, was man in dieser Sache

Gutes stiften könnte," antwortete Stephan, „und werde darnach handeln."

„Ja handelt darnach," sagte die Frau, „und es wird recht gut sein, wenn die zwei Leute bei uns sind."

„Jetzt muß ich mich entfernen," sagte Stephan, „und ich werde Euch die Antwort schon wissen lassen."

„Ja, laßt sie uns wissen, und den Tag, wann die zwei herüber kommen," antwortete die Frau.

„Gehabt Euch wohl," sagte Stephan.

„Gott behüte Euch und die schönen Kinder," sagte die Frau.

Stephan erhob sich und verließ mit den Kindern das Häuschen.

„Großvater," sagte Katharina, „Du mußt dem Mädchen befehlen, daß es mit seiner Großmutter aus der Holzkammer in die schönen Zimmer des Hauses herübergeht, da haben sie es besser."

„Ich meine," antwortete Franz, „daß man das Mädchen nicht zwingen soll."

„Ihr meint beide, wie es Euch gut dünkt," sagte der Großvater, „ich weiß noch nicht, was ich meinen soll, und wenn das Mädchen herüber geht, soll es freiwillig gehen, und dann habt Ihr beide Recht."

„Wir haben beide Recht, siehst Du Franz," sagte Katharina.

Sie waren bei diesen Worten an dem Haferfeldlein hingegangen, gingen dann durch das Gebüsch und das wilde Gehölz und schlugen den Weg nach dem Schreinerhäuschen ein.

Des andern Tages am Nachmittage ging der Großvater, wie er versprochen hatte, mit den Kindern zu Juliana und ihrer Großmutter. Sie waren dieses Mal mit Geschenken beladen. Katharina trug ein großes Bilderbuch, in welchem die verschiedensten Dinge abgebildet waren, Franz trug auch Bücher, dann Tafeln, auf denen Gegenstände gezeichnet waren, die man malen konnte, und ein Kästchen mit Farben und Pinseln, und der Großvater brachte sehr schöne Pfauenfedern, Federn von Goldfasanen und Silberfasanen, dann farbige Bänder, Lappen, Fäden und Schnüre, und endlich farbiges Papier und eine Scheere. Er gab zuerst seine Dinge an Juliana, und sagte, daß er ihr dies alles von seiner Heimath gebracht habe. Sie nahm, was sie fassen konnte, in die Hände, und hielt anderes noch mit dem Ellenbogen an sich, und sah ihn an. Dann warf sie alles auf das Bett der Großmutter und nahm seine Hand in ihre beiden und drückte sie. Dann kam Franz hinzu, und gab ihr die Bücher und das andere. Sie legte alles sogleich auf das Bett, und sagte zu Stephan: „Das gibst auch Du mir?"

„Mit meinen Willen gibt es Dir Franz," sagte der alte Mann.

„So nehme ich es," sagte das Mädchen.

Dann gab ihr Katharina das Bilderbuch, indem es dasselbe aufschlug, und auf die Bilder wies.

Juliana that einen Blick hinein, legte das Buch auf das Bett, wandte sich zu Stephan, und sagte: „Das gibst auch Du mir?"

„Mit meinem Willen gibt es Dir Katharina," sagte Stephan.

„So nehme ich es," antwortete das Mädchen.

„Thu es," sagte Stephan, „und verwende die Sachen wie Du willst."

Das Mädchen stand nun noch immer da, und blickte ihm in das Angesicht.

Die Großmutter saß auf einem Schemel und hatte das hie und da zerrissene Kleid um sich ausgebreitet, sie schaute auf den Vorgang und um ihre Lippen war ein Lächeln, das man nicht verstehen konnte, wie wenn etwa ein einziger Sonnenstrahl auf einen rauhen dürren Fels trifft und auf ihm einen düsteren Lichtschein hervorbringt.

Stephan blieb eine Zeit mit den Kindern da und ging dann wieder fort.

Er kam nun öfter mit Franz und Katharina in das Holzhäuschen, das an dem kleinen Felde stand, welches von Gebüschen umgeben und von dem wilden Gehölze begrenzt war. Alles, was er und die Kinder gebracht hatten, war zum Schmucke des kleinen Holzzubaues verwendet worden. Die Pfauenfedern, die anderen Federn, Streifen, Bänder, Schleifen, Papierrosen, Lappenzierathen, Schnüre, Fäden und anderes war eingefügt und geordnet. Mit den Farben waren auf die weißen Papierbögen, die Franz gebracht hatte, auf Holzspäne und andere Dinge der Kammer Striche, Kreuze und andere Gestaltungen gemalt worden.

Das Bilderbuch hing umgeschlagen an einer Schnur hernieder, und das Bild, das es zeigte, war mit einem Faden umbunden, daß es nicht zuklappen konnte. Die Großmutter war geschmückt, daß man sie kaum kennen konnte. Juliana hatte von all den Dingen gar nichts an sich.

Das wilde Mädchen kam auch sehr oft in das Schreinerhäuschen und brachte meistens etwas mit. Es brachte schöne Zweige oder Blumen oder bunte Steinchen oder kostbare Waldschwämme oder Beeren, die es in Körbchen von Birkenrinde that, welche es mit seinem Taschenmesser verfertigt hatte. Es richtete seine Gaben immer an Stephan.

Alle Tage, wenn er mit den Kindern zu dem Waldbrunnen ging, kam das wilde Mädchen auch. Meistens war es schon bei dem Brunnen, wenn er kam. Dann stand es ruhig da, sah zu, wenn er Wasser schöpfte und trank, und den Kindern zu trinken gab. Und wenn er Anstalten zum Fortgehen machte, lief es schnell auf dem Pfade hin, der zu seinem Holzhäuschen führte. Stephan aber ging seinen Weg in das Schreinerhäuschen.

Wenn er, was auch jetzt wieder geschah, mit den Kindern zu den drei Sesseln ging, so ging das Mädchen mit.

Sonst lief es, wenn es in dem Schreinerhäuschen war, mit den Kindern auf dem Anger herum, tanzte mit ihnen und spielte mit ihnen.

Zuweilen ging Stephan früher als zur gewöhnlichen Stunde zu dem Brunnen und harrte auf das Mädchen, bis es kam. Es kam immer. Während des Harrens stieg Franz öfter auf den hohen Stein, der über dem Brunnen lag, und blickte herum. Dann that er auch nicht selten, wie das wilde Mädchen einmal auf diesem Steine gethan hatte; er warf die Arme empor oder streckte sie aus, oder that dies mit dem einen oder dem andern und rief Worte, die er entweder in dem Augenblicke zusammenstellte, oder die er schon wußte. Ehe aber das Mädchen kam, kletterte er stets wieder herunter.

Von dem, daß das wilde Mädchen zu der Mutter und Muhme hinüberziehen solle, war keine Rede mehr.

Und so war der Sommer vergangen, und es war der Herbst gekommen, der die Brombeeren aber auch die kalten Reife des Morgens brachte.

Stephan packte seine Sachen zusammen und fuhr eines Tages mit den Kindern davon. Das wilde Mädchen hatte wieder, ehe er in den Wagen stieg, die Arme um seinen Nacken geschlungen und seinen weißen Stutzbart geküßt. Von den Kindern hatte es durch Drücken der Hände und durch Schütteln derselben Abschied genommen.

Als im nächsten Frühlinge der Wagen, in welchem Stephan mit den Kindern saß, wieder gegen den Wald fuhr, stand an der Grundmühle, noch lange ehe das Fahrzeug zu dem Wirthshause in der Klafferstraße kommen konnte, das wilde Mädchen. Als es den Wagen sah, machte es Zeichen. Stephan ließ den Wagen halten. Das Mädchen lief hinzu, sprang auf den Tritt, küßte den alten Mann wie bei dem Abschiede, reichte den Kindern die Hände und drückte und schüttelte die ihrigen, und glitt dann wieder von dem Wagentritte herab und lief querfeldein dem Walde zu.

Stephan brachte jetzt auch keine andern Geschenke für das wilde Mädchen, als eine Reihe von verschiedenfarbigen Muscheln. Die Kinder brachten gar nichts.

Stephan ging bald nach seiner Ankunft in das Holzhäuschen an dem kleinen Waldfeldchen, auf dem heuer Gerste stand, und neben dem Häuschen in den kleinen Holzbau, um mit den Kindern die alte Großmutter und Juliana zu grüßen. Er gab dem Mädchen die Muscheln. Es nahm dieselben mit Freuden.

Als er mit den Kindern wieder einmal in den Holzbau kam, waren unter dem andern Zierath auch die Muscheln vertheilt. Die schönsten trug die Großmutter um den Hals.

Und in diesem Sommer war es wieder, wie es in dem vorigen gewesen war. Stephan machte mit den Kindern Besuche in verschiedenen Häusern, und man besuchte auch ihn und die Kinder wieder. Er ging mit den Kindern täglich zu dem Waldbrunnen, und täglich war das wilde Mädchen da. Er führte die Kinder auch oft zu der alten Großmutter, und stets war das Mädchen zu Hause, wenn er kam. Sonst lief es auch in das Schreinerhäuschen wie früher, und hüpfte und tanzte, und spielte mit den zwei Kindern. Nur wenn fremde Leute bei Stephan waren, kam es niemals.

Daß die Großmutter mit Juliana in die anderen Räume des Holzhäuschens ziehen solle, geschah auch heuer nicht. Die Mutter des Mädchens freute sich schon darüber, daß ihr Kind mit den Enkeln eines so vornehmen Mannes umgehen und spielen dürfte. Das Lächeln der Großmutter war seliger, wenn sie spann, oder im Nichtsthun in der Sonne saß.

Das wilde Mädchen sprach zu Stephan: „Du bist recht schön, Du bist recht gut.“

Eines Tages, da die Kinder mit Juliana in die Stube des Schreinerhäuschens waren, und Franz den Vorschlag machte, über den großen Anger zu dem Forellenbache hinab zu laufen, und da die Kinder sich schon bei dem Großvater verabschiedet hatten, und aus der Thür waren', kehrte Juliana noch einmal um, lief zu Stephan, tupfte mit ihrer Hand an den Aermel seines Rockes, drückte dann die Stelle mit der Hand, sah ihn an und lief dann den andern Kindern nach.

Während sie den Anger hinab rannten, trat Stephan vor ein Kreuz, das in dem Zimmer hing, seinen Augen entstürzten Thränen und er sagte: „Du heiliger und Du gerechter Gott! So ist es denn zum ersten Male in meinem Leben, daß ich von Jemandem um meiner selbst willen geliebt werde, von einem Menschen, dem ich nichts gegeben und gethan habe, weßhalb Menschen sonst Dank oder Zuneigung schuldig zu sein glauben, oder was sie durch ihr Entgegenkommen zu gewinnen hoffen. Und dieser Mensch ist ein armes, verwaistes und vernachlässigtes Kind, das keine Gründe seiner Handlungen und Empfindungen kennt. Ich danke Dir für dieses süße, bisher ungekannte, mir zum Schlusse meines Lebens gegebene Gefühl, Du mein gerechter, mein guter Gott!“

Dann ging er in der Stube hin und wieder, und trocknete sich mit dem Tuche die Thränen von den Augen.

Crescentia kam und sagte, ob er denn sehe, wie fröhlich die Kinder auf dem Anger sind. Sie sind hinabgelaufen, sind heraufgelaufen, sind wieder hinabgelaufen, und jetzt halten sie sich an den Händen und drehen sich im Kreise.

„Lasse das,“ sagte Stephan, „sie genießen den Beginn des Lebens, wenn dasselbe gegen das Ende neigt, ist alles anders.“

Stephan war gegen Juliana, ihre Großmutter und

ihre andern Angehörigen in diesem Sommer nicht anders als in den früheren.

Da die Zeit des Waldaufenthaltes aus war und die Abreise kam, nahm Juliana in dem Schreinerhäuschen Abschied, stand aber doch des andern Tages, da der Wagen an der Mühle vorbei fuhr, am Wege und nahm noch einmal Abschied.

Und wie bisher kam der alte Stephan nun alle Sommer in die Waldhäuser, und es war, wie es immer bisher gewesen war, nur daß er das Schreinerhäuschen kaufte und verschiedene Veränderungen in ihm vornahm, und daß er jetzt gar keine Geschenke mehr, auch nicht die geringfügigsten, an Juliana oder ihre Angehörigen austheilte. Auch die Kinder brachten nichts und gaben

nichts, außer was im Spielen oder Umherschweifen gegeben oder getauscht wurde.

Eine Veränderung aber trat allmälig ein, die Kinder wuchsen heran, und waren, wenn auch nicht so stark, doch fast so hoch wie erwachsene Leute. Ihre Spiele wurden ernster, und sie befaßten sich mehr mit Büchern. Sie lasen sich vor, sie zeigten sich Bilder, und sagten Sprüche her, die sie gelesen hatten. Franz trug nach und nach von den Büchern, die in dem Schreinerhäuschen waren, eine ziemliche Anzahl zu Juliana. Er las oft mit ihr allein, sie wählten hiezu häufig das Freie und lasen laut in den Fluren im

Walde, im Gesteine, und riefen Worte und Reden in die Lüfte, wenn sie so mit einander gingen oder am Saume des Waldes dahin liefen.

Dies dauerte so fort.

Eines Tages ging der alte Stephan mit seinen Enkeln früher als gewöhnlich zu dem Waldbrunnen. Er kam zu demselben nicht auf dem Pfade von dem Schreinerhäuschen, sondern von dem Walde herunter. Da sahen sie, als sie nahe genug waren, Juliana wieder auf dem hohen Steine, und konnten auch endlich Worte vernehmen, die sie rief. Sie rief mit ihrer etwas tieferen aber klangvollen Stimme gegen die Bäume hin:

„Heiß mich nicht reden, heiß mich schweigen,
Denn mein Geheimniß ist eine Pflicht;
Ich möchte Dir mein ganzes Innre zeigen,
Allein das Schicksal will es nicht!"

Dann rief sie nach einer Weile wieder:

„Freudvoll und leidvoll, gedankenvoll sein,
Hangen und bangen in schwebender Pein,
Himmelhoch jauchzend, zu Tode betrübt,
Himmelhoch jauchzend, himmelhoch jauchzend,
himmelhoch jauchzend!"

Den Schlußvers rief sie nicht, sondern sie rief

wieder: „Himmelhoch jauchzend, himmelhoch jauchzend, himmelhoch jauchzend, himmelhoch jauchzend!"

Und wie sie den Arm dabei emporhob, drang er durch den zerrissenen Aermel hervor und war so schön, wie an einem Standbilde alter Künstlerzeit. Und ihre Gestalt war sehr fein und schlank.

Und sie rief wieder:

„Blumen, die der Lenz geboren,
Streu ich Dir in deinen Schooß."

Dann rief sie wieder:

„Dem Winde, dem Regen,
Dem Schnee entgegen.

Immer zu, immer zu, immer zu, immer zu, immer zu!"

Und dann rief sie:

„Ich bilde Menschen,
Dein nicht zu achten, wie ich!"

Hierauf stieg sie von dem Felsen herunter und Stephan ging mit seinen Enkeln zu ihr hinzu. Er sagte von ihrem Rufen nichts.

Es ging wieder eine Zeit wie gewöhnlich dahin.

Einmal waren die Kinder auf dem Anger vor dem Schreinerhäuschen und spielten. Juliana war bei ihnen. Der alte Stephan trat an das offene Fenster und sah ihnen zu. Da sah er, daß Katharina nicht da war, und daß Franz und Juliana allein waren. Plötzlich fielen sich die zwei Kinder in die Arme, umschlangen

sich und küßten sich, und Juliana rief: „Liebster, liebster, liebster Franz!“

Und Franz rief: „Liebste, liebste Juliana!“

Und Juliana rief wieder: „Liebster, liebster Franz!“

Und dann ließen sie sich los, und Katharina kam um die Ecke des Häuschens herauf gerannt.

Es war ein seltsamer Anblick gewesen, wie der wohlgekleidete Knabe und das Mädchen in Lumpen sich umschlungen gehalten und geküßt hatten.

Der alte Stephan aber sagte zu sich: „Die menschliche Wesenheit ist endlich zur Entscheidung gekommen.“

Mehrere Tage nach dieser Begebenheit sagte er in der Stube des Schreinerhäuschens in der Gegenwart der Kinder zu Juliana: „Juliana, ich werde Dich, wenn ich wieder von dem Walde fort fahre, mit mir nehmen. Du wirst schöne Kleider bekommen, Du wirst noch manches lernen, und wenn Du das gelernt hast, wirst Du Franzens Braut werden, und dann sein Eheweib.“

„Ich gehe nicht mit Dir,“ antwortete Juliana.

„Warum denn nicht, Juliana?“ fragte Stephan.

„Weil ich die Großmutter nicht verlasse,“ antwortete Juliana.

„Die Großmutter wird es Dir gönnen, wenn Du das Glück für Dein Leben findest,“ sagte Stephan.

„Großvater,“ erwiderte das Mädchen, „wenn man Franz und Katharina goldene Kleider gäbe, sie auf einen goldenen Stuhl setzte, und zum Kaiser und zur Kaiserin machte, und sie Dir wegnähme, würdest Du nicht betrübt sein?“

„Ich würde es sein,“ sagte Stephan.

„Siehst Du, antwortete das Mädchen, „ich bin die Mutter der Großmutter, ich bin ihre Schwester, ich bin ihre Obrigkeit, ich bin ihre Magd, ich muß bei ihr bleiben.“

„Juliana, die Großmutter geht auch mit uns,“ sagte Stephan.

„An einem andern Orte würde die Großmutter sterben,“ antwortete das Mädchen.

„Juliana,“ erwiderte der alte Stephan, „wenn Du nicht mit uns gehst, dann müssen wir uns auf immer trennen. Damit Du Franzens Weib werden könntest, müßtest Du noch vieles lernen, und müßtest dazu in eine andere Welt kommen, als hier ist. Wie Ihr hier seid, könnt Ihr nicht bleiben. Und damit meinem Enkel Franz nicht zu sehr das Herz weh thut, wenn er Dich öfter sähe, kann ich im nächsten Sommer und in allen nächsten Sommern nicht mehr in den Wald kommen, damit er Dich vergißt.“

„Er wird mich vergessen, und es wird alles gut sein,“ sagte das Mädchen.

Bei diesen Worten quollen ihm große Tropfen aus den schwarzen Augen, und rannen über die Wangen herunter.

Es waren die ersten Thränen gewesen, die Stephan an dem Kinde gesehen hatte.

„Juliana, Mädchen,“ sagte er, thue wie Du willst.“ Das Mädchen ging zu ihm hin und küßte ihm zum ersten Male die Hand.

Dann ging es schweigend zu der Thür hinaus.

Die zwei anderen Kinder saßen mit Thränen übergossen auf ihren Stühlen.

Stephan legte auf jedes Haupt eine seiner Hände und sagte: „Es ist recht schön von Euch, daß Ihr folgsam gewesen und kein Wort drein geredet habt. Lassen wir Gott seinen Willen, wie er alles fügt. Jetzt geht mit mir zu dem Schwarzbache und in den langen Wald hinunter.“

Die Kinder schluchzten fort, suchten hierauf ihre Thränen zu bemeistern, wischten sich mit ihren Taschentüchern ab, richteten sich in Ordnung und folgten ihm in das Freie.

Stephan war nun anders gegen Juliana und ihre Angehörigen. Gegen das Mädchen war er noch freundlicher und gütiger als früher. Ihrer Mutter und ihrer Muhme gab er Geld, daß sie sowohl sich als auch Juliana und der Großmutter bessere Kleider und sonst noch andere Nothwendigkeiten anschaffen konnten. Er gab auch sogar Stoffe zu manchen Dingen in das Haus. Magdalena hatte ein Kalb, das ihr die Kuh gebracht, und das sie sehr geliebt hatte, aus Bedrängniß verkaufen müssen. Dieses kaufte Stephan als halbgewachsenes Thier wieder zurück und ließ es in das Holzhäuschen bringen. An die Wiese jenseits der Gebüsche, die zu dem Häuschen gehörte, grenzte ein Stück, welches feil war. Stephan kaufte es und gab es Magdalena. Vor allem aber ließ er Werkleute kommen und ließ einen hölzernen Zubau zu Juliana's und der Großmutter Wohnung beginnen, der noch fertig werden mußte, so lange er da war. Das Gemach Juliana's und der Großmutter sollte unverändert bleiben, nur sollte man von ihm noch in eine schöne geräumige Stube kommen können. Und als alles fertig war, stand die Stube da, sie glänzte hell von vier Fenstern, prangte mit einem grünen Ofen und reinen Geräthen. Juliana und die Großmutter waren erfreut. Magdalena und Anna dankten Stephan für das viele Gute, das er ihnen that, und das so zahlreich sei, daß man es kaum begreifen könne.

Der alte Stephan besah alles, was er gethan hatte, und rüstete sich zur Abreise.

Als die Reise gekommen waren, wurde ein Wagen mit allem bepackt, was in dem Schreinerhäuschen gewesen war und wurde fortgesendet. Dann nahm man Abschied, und Stephan fuhr mit den Kindern davon.

Und der wilde Winter kam, die Nächte waren wieder lang, die Flocken fegten wieder das Land gegen Breitenberg hin und die Kälte war in den Lüften. Aber auch der Frühling kam, die Gesträuche und Bäume blühten, die Tannen setzten die neuen Spitzen an und bekamen

die rothen Zäpfchen, Blumen und Gräser waren da, über dem kleinen Felde, das von Gebüschen umgeben war, auf dem wieder Winterkorn empor wuchs und an dem das neue glänzende Holzhäuschen stand, sang wieder die Lerche: aber der Wagen mit Stephan und den Kindern kam nicht mehr, und an der Mühle stand kein Mädchen mehr, ihn zu erwarten. Das kleine Schreinerhäuschen war leer und gesperrt, und Crescentia war zu den Ihrigen gegangen.

So ging der Sommer hin.

In dem nächsten Sommer war es wieder so. Das Schreinerhäuschen war leer; denn Stephan kam nicht und vermiethete es nicht. Nur Crescentia besuchte es zuweilen mit Leuten und reinigte und fegte es, und ließ ausbessern, wo etwas fehlte.

In dem dritten Sommer kam Stephan mit den Kindern. Aber er kam erst, da schon der größte Theil des Sommers verflossen war. Er ging zu dem Holzbaue der Großmutter und Juliana's. Die Großmutter saß in der Sonne und lächelte. Juliana stand neben ihr. Sie war höher geworden und schien nun ihr Wachsen vollendet zu haben. Sie war magerer und ernster. Stephan und die Kinder grüßten sie und die Großmutter und wurden von Juliana wieder gegrüßt. Sie gaben die Geschenke, welche nun in werthvollen Sachen bestanden, und die Geschenke wurden freudig angenommen. Stephan ging auch zu Magdalena und Anna, gab ihnen die Dinge, die er für sie gebracht hatte, und erntete vielen Dank. Da er wieder in sein Häuschen gekommen war, sendete er erst noch mehreres in das Holzhäuschen, das er dafür bestimmt hatte und das er nicht hatte mittragen können.

Zwischen den Bewohnern des Schreinerhäuschens und Juliana war nun wieder ein Zusammensein wie früher. Juliana kam sehr oft und brachte wieder Dinge; sie blieb aber immer in der Stube des Häuschens oder auf dem Anger vor den Fenstern.

Stephan verbesserte manches an seinem Häuschen und der Umgebung, und ließ Arbeiten vornehmen, die auf größere Bequemlichkeit hin zielten.

Er fuhr dieses Mal mit seinen Enkeln viel früher als sonst wieder fort. Juliana stand an der Mühle.

Und so geschah es mehrere Jahre.

Einmal, da er sich wieder in dem Häuschen befand, und sehr schöne Tage waren, kam eines frühen Morgens Anna und sagte, daß in der Nacht die Großmutter gestorben sei.

Stephan ging sogleich mit den Kindern in das Holzhäuschen.

Da lag die Großmutter in dem schönen Bette, das er ihr in der großen Holzstube hatte aufrichten lassen, und auf ihrem entseelten Angesichte war das nämliche Lächeln, das sie gehabt hatte, als er die vielen Federn und die anderen bunten Dinge gebracht hatte. Zu ihren Häupten saß Juliana.

Er ließ die Vorbereitungen zur Beerdigung machen.

Die Großmutter lag bald auf ihrer Bahre in einem weißen Kleide mit veilchenblauen Schleifen, wie sie nie ein so schönes Gewand in ihrem Leben gehabt hatte. Ihre Hände hielten ein Kreuz. Die Nachbarn kamen und legten Bildchen auf sie, daß sie fast so geschmückt aussah wie einst, da sie von Juliana geziert worden war.

Endlich, da die Zeit erschien, wurde sie in ihren Sarg geschlossen. Stephan ließ sie in einem schönen Wagen nach dem Kirchhof von Breitenberg bringen und dort wurde sie unter den kirchlichen Gebräuchen zur Erde bestattet. Es waren um des vornehmen Mannes willen viele Menschen herbei gekommen und gaben der alten Frau die letzte Ehre. Magdalena und Anna weinten und jammerten an dem Grabe, und erzählten, wie die Frau so gut gewesen sei. Juliana stand still dabei und sagte gar nichts.

Des andern Tages kam sie zu Stephan und sprach: „Großvater, jetzt gehe ich mit Dir, und will bei Dir sein, wie ich bei der Großmutter gewesen bin."

„Juliana," erwiderte Stephan, „Du verlässest Deine Mutter."

„Sie denkt es sich, daß Du mich mitnimmst und ist froh darüber," entgegnete das Mädchen, „sie hat es schon Nachbarinnen erzählt, daß ich schöne Kleider und Sachen bekommen werde. Die Großmutter hätte sich nicht gefreut, wenn ich mit Engeln in den Himmel gegangen wäre."

„Liebst denn Du Deine Mutter nicht, Juliana?" fragte Stephan.

„Ich liebe meine Mutter," antwortete Juliana, „sie hat mir Gutes gethan, ich werde oft zu ihr zurück kehren und werde ihr wieder Gutes thun."

„Ich sage wieder, wie einst," antwortete Stephan, „Juliana, thue wie Du willst."

Und sofort brachte er nun diese Angelegenheit mit der Mutter des Mädchens ins Reine, sorgte noch in manchen Dingen für Magdalena und Anna, und in kurzer Zeit darauf fuhr Juliana wie Katharina gekleidet mit Stephan und seinem Enkel von dem Wirthshause der Klafferstraße in dem schönen Wagen fort, den Weg gegen Jandelsbrunn hin.

Da mehrere Jahre vergangen waren und Stephan die Hand seines Enkels Franz in die seines Kindes Juliana, wie er sie nannte, legte, sagte er: Franz, Du erhältst eine Gattin, welche wirklich liebt und auch ihre Pflicht versteht, und das ist das Höchste. Halte dieses Höchste in Ehren und Du wirst glücklich sein und glücklich machen. Du liebst mich und Katharina liebt mich aus Verwandtschaftstrieben und weil ich bin, der ich bin, Juliana liebt mich allein, weil ich bin, der ich bin, und diesen Schimmer der Liebe hat mir Gott

gesendet und ich will ihn mir für den Rest meines Lebens bewahren, es mag dieser Rest lang oder kurz sein."

So war es mit dem wilden Mädchen.

Nicht lange Zeit darnach, da ich das erfahren hatte, was ich hier erzählt habe, war ich wieder einmal auf dem Rigi und es war meine Gattin mit. Der jetzige Wirth, der bei meinem ersten Besuche des Berges ein junger Mensch gewesen war, und sich viel mit uns abgegeben hatte, erzählte mir, es sei die schöne schwarze Frau mit ihrem Gatten wieder da gewesen und die Schwester dieses Gatten sei mit ihrem Manne auch da gewesen. Die schwarze Frau sei noch immer ganz unbegreiflich schön. Ihre braunhaarige Schwägerin gebe ihr aber wenig nach. Er zeigte mir die Namen im Einschreibbuche; da stand: Franz von Heilkun, Juliana von Heilkun, Alexander von Belen, Katharina von Belen. Ich schlug nun jene Namen nach, welche mir einmal der Augsburger Kaufmann, als die der schwarzen Frau und ihres Gatten in demselben Buche gezeigt, und die ich wieder vergessen hatte. Da stand auch: Franz von Heilkun, Juliana von Heilkun.

Von den wunderschönen Gedichtchen, welche Juliana soll machen können, stand auch jetzt keines bei ihrem Namen im Einschreibbuche.

Anastasius Grün.

Ein Liebesbote.

Sehnsuchtkrank nach dem geliebten Jungen,
Dessen Blick ihr tief in's Herz gedrungen,
Sprach das Mägdlein beichtend zu dem Pater:
„Frommer Mönch, des Seelenheils Berather,
Wißt, so streng das Haus mein Vormund hüte,
Gegen jedes Männleins Einlaß wüthe,
Wußte doch mein Liebster einzudringen,
Im Gewand der Magd mußt' ihm's gelingen.
Sagt ihm nun, daß er nicht wiederkehre,
Daß ich büßend ihm den Einlaß wehre;
Bringt dies Ringlein, das er mir gegeben
Ihm zurück als Abschiedspfand für's Leben." —
Ei, wie schlau sprach die so scheinbar Spröde,
Ei, wie war der Mönch so blind, so blöde,
Denn das Ringlein sagt ihm's selbst am Ende,
Daß es nicht geformt für Frauenhände!

Klar doch ward der Botschaft Sinn dem Jungen,
Dessen Herz ihr süßer Blick bezwungen;
Dem's noch nie gelang zu ihr zu kommen,
Jetzt wohl weiß er's: Magdgewand wird frommen!
Händeküssend spricht er zu dem Pater:
„Frommer Mönch, ihr, unsres Heils Berather,
Sagt der Maid, wie tief mich's schmerzt zu weichen,
Ihr Gebot doch ehr' ich; deß als Zeichen
Bringt zurück dies Armband ihr von Golde,
Das mir einst als Huldpfand bot die Holde." —
Ei, wie ist der Knabe schlau nicht minder,
Doch wie blieb der Mönch ein Blöd' und Blinder,
Denn sonst müßt ihm' selbst dies Armband sagen,
Daß nicht Männer solchen Goldreif tragen!

Abends als die Sternlein aufgegangen,
Halten Knab' und Maid sich liebumfangen,
Draußen blüh'n und glüh'n verschwiegne Rosen,
Innen blüht's und glüht's von Kuß und Kosen,
Lachend segnen sie die Liebesnoten
Ihres Witzes und den blinden Boten;
Doch die Täublein ahnen nicht im Neste
Wer der Schlauste Aller und der Beste.

Einsam an dem Fenster seiner Zelle
Lehnt der Mönch und blickt zur Sternenhelle,
Saugt den Würzehauch der Blumenglocken,
Hört des Sprossers Locken und Frohlocken,
Und er denkt der Maid und denkt des Knaben:
„Was mir selbst versagt, mags Andre laben!"
Gleichwie Rosenschein bei Sternenlichte
Spielt ihm Lächeln auf dem Angesichte:
„Bleibt nur in dem Wahn, ihr guten Kinder,
Daß ich nichts verrieth, ein Blöd' und Blinder!"

Bildhauer.

„Habt mich mit Speis und Trank gelabt,
Gern dankt ich's durch die That, Herr Abt,
Will drum zum Abschied nicht verschweigen,
Welch Schatz euch unbewußt zu eigen.
Der Stein, den ich im Hof dort schaue,
Ein Rest wohl von dem Klosterbaue,
Der Marmorblock ist's, den ich meine;
Es steckt, weiß Gott, in diesem Steine
Ein prächt'ger Christus fix und fertig,
Des tücht'gen Armes nur gewärtig.
Laßt, wenn ich rückkehr, mich verdienen
Nebst eurem Lob ein paar Zechinen,
Und bei des Klosterkellers Tropfen
Will ich ihn gern heraus euch klopfen."
Ein Künstler sprach's im Sammetrock,
Sah scheidend noch zum mächt'gen Block,
Voll Lebenswärme ward die Quader,
Voll edlen Bluts die blaue Ader.

Das „Klopfen" und die „Tropfen" klangen
Im Ohr des Abts und blieben hangen.
Er denkt: Ei, die Zechinen kann
Ersparen schier ein kluger Mann!
Er winkt dem Kellermeister leise
Und wählt dann aus der Brüder Kreise
Der stämmigsten Gesellen Vier:
„Wohlauf! Ihr seht den Steinblock hier,
Drin steckt, des tücht'gen Arms gewärtig,
Ein prächt'ger Christus fix und fertig,
Den sollt ihr jetzt heraus mir klopfen,
Gestärkt von diesen goldnen Tropfen!"
Hei, an ein Hau'n und Hammern ging's!
Die Stücke flogen rechts und links,
Das dröhnt und hallt wie ein Gewitter,
Dem Abbas sprang in's Aug' ein Splitter,
Den Mönchen dampft das Haupt von Schweiß,
Vom Staub sind schon die Kutten weiß,
Der Block wird kleiner, immer kleiner,
Den prächt'gen Christ doch sieht noch Keiner!
Nur frisch drauf los! Von ihrem Klopfen
Verschwinden Stein und goldne Tropfen,
Zum Brocklein schmilzt die Quader ein,
Kein Heiland doch entstieg dem Stein!
Der Abt, ein Steinbild der Meduse,
Verwünscht die sammtne Künstlerblouse.
In Splittern liegt die Marmormasse
Verstreut als Bauschutt auf der Straße.

Und als der Mann im Sammetrock
Rückkehrt und späht nach seinem Block,
Ach, er erkennt vom Lieblingssteine
Ringsum die bleichenden Gebeine
Und edlen Zorns und Unmuthsschwer
Den frommen Predigern predigt er:
„Mein Christ, ich seh's ist auferstanden,
Hat selber sich befreit aus Banden,
Dabei doch Hals und Bein gebrochen,
Und ihr zerschlugt ihm Haupt und Knochen!
Weh über euch! doch merkt euch das:
Weß Aug' nicht klar, gleichwie durch Glas,
Sein Werk schon fertig sieht im Stein,
Der lasse nur den Bildner sein!
Weß Hand nicht fest und zart zugleich
Sich weiß mit wucht'gem Hammerstreich
Um geist'gen Umriß weich zu schmiegen,
Der laß' den Schöpfermeißel liegen!
Nur Geist zeugt Geist! Die Höhn umkreist,
Zur Tiefe taucht der Sehergeist
Und bricht der Menschheit neue Bahnen
Und weckt zur That ihr träumend Ahnen.
Wer sein entbehrt, der sitz' am Raine
Und klopf' im Tagwerk ihm die Steine!
Zerfallen mußt' in plumper Hand
Der Heiland selbst zu Straßensand;
Der Bildner ward zum Hohn der Lacher
Ein leidlich guter Wegemacher."

Hermann Lingg.

Gruß in die Ferne.

Dunkelnd über dem See dämmert das Abendroth,
Nur die höchsten Gebirge
Krönt noch Gluth, doch es sinkt, düst'rer allmälig, nun
Auch ihr Bild zu den Schatten.

Dort ach, fern in der Nacht, dort wo des Himmels Licht
Hinschwand unter den Wolken,
Dort Dich wieder zu seh'n träumt ich, und war Dir nah —
Nah im Geiste, da warf mir
Ueber Dornen am Weg Blüthen der Luftauch zu,
Während Dein ich gedachte! —

Heilige Cäcilia.

Nacht und Sturm ist um mich her,
O wie fühl' ich mich entzückt! —
Donner rollt, es braust das Meer.
Werd ich, Erde, dir entrückt? —

Psalmensänger, Völkerhirt!
Auf zu Deiner Harfen Chor
Wie des Adlers Flug, so schwirrt
Meiner Töne Macht empor.

Deiner Harfe Wohllaut quoll
In die Seele mir so tief,
Daß ein Echo rein und voll
Aus dem Mund der Erze rief!

Schwinge Dich, o tönend Erz,
Auf mit Deines Sturmes Ton,
Dank und Wonne, Leid und Schmerz,
Trage vor des Höchsten Thron.

Tejas.

Es schleudert Well' auf Welle
An eines Tempels Schwelle,
Das wilde Meergebraus,
Die Wogen zischen und heulen,
Und bäumen sich um die Säulen
Und hoch darüber hinaus.

Es landen am äußersten Riffe
Die mächtigen Gothenschiffe
Des Königs Tejas an,
Wie schuppige Drachen springen
Die Recken an's Land und dringen
Zum Tempelbau hinan.

Nun gib uns heraus die Schafe
Und schlachte sie, grauer Sklave,
Du Diener des Götzen Apoll'!
Schließ auf von Schätzen die Schreine,
Und schenke mit chiischem Weine
Des Königs Trinkhorn voll! —

„Ihr seid es, die Nacht ist gelichtet!" —
Ruft freudig — emporgerichtet,
Der Greis mit funkelndem Blick:

„Ihr Helden von Troja, Heroen!
Vollendet habt ihr, ihr Hohen
Ein ungeheures Geschick!"

„Die Wand'rung der Seelen erfüllend,
Erscheint ihr wieder, euch hüllend,
In sterblicher Männergestalt. —
Ich fülle den Becher, Atride!
Vernimm vom mäonischen Liede
Der heiligen Töne Gewalt." —

Er schreitet mit mächtigen Schritten
Die Stufen empor und in Mitten
Des Tempels, zum hohen Altar,
Da singt er in schwellenden Tönen
Die Rückkehr der Fürsten, den Söhnen
Des Nordens, der Wikingerschaar.

Sie lauschten, gelehnt an die Speere,
Dem Lied und dem brausenden Meere; —
Es klang ihnen beides so traut.
Verschwunden war in den Tiefen,
Der Greis als zum Dank ihn sie riefen,
Und die Wogen erdonnerten laut.

Yemma.

O Tochter Indiens, Du des Fremden Braut!
Wir legen uns're Kränze Dir zu Füßen;
Es ist Dein Hochzeitstag! Der Morgen graut,
Die Anverwandten kommen Dich zu grüßen.

O tritt hervor! Wir schmücken Dir das Haar
Mit Blüthen, mit dem Duft der Sundalblume;
Wir brachten Dir die schönsten Kleider dar,
Wir singen Lieder ihm und Dir zum Ruhm.

Du zitterst? fühlst Du Dich zu sehr geschmückt?
Du glaubst vielleicht, wir wollen Dich ermorden?
O nein! kein Dolch ist über Dich gezückt,
Du bist zu bleich für unsern Neid geworden!"

So sprechen lachend zu des Fremden Braut
Die stolzen Schwestern, ihr den Schleier bringend:
Und sie rief aus mit schmerzerstickten Laut,
Und barg ihr Haupt, die Thränen nicht mehr zwingend —

„Ich zittre, weil ich weiß, daß Euer Haß
Und Euer Hohn mich zu durchbohren suchen,
Ich beb' vor Eurem Blick, ich werde blaß,
Weil mir im Stillen Eure Herzen fluchen."

Herodias.

Zur Zeit des Aufruhrs in den Niederlanden,
Als der Blokade durch das Spanier-Heer
Die Bürger von Antwerpen widerstanden,
In mondenlanger tapfrer Gegenwehr,
Da fiel einst in des Kampfs Beginnen
Ein altes Schloß am Scheldestrand
Den fremden Truppen in die Hand.

Der Frühlingswind blies um die Zinnen
Des mächtigen Castells mit aller Wuth,
Und in die Drachenhälse vor den Rinnen
Ergoß vom Dache sich die Regenfluth.
Es krächzte laut die Windfahn' auf dem Thurme,
Es stampften Pferde aufgezäumt am Thor,
Und Leuchter flackerten im Sturme,
Und Männer schritten durch den Corridor.
Zwei Reiter saßen am Kamin ums Feuer,
Dem Einen schien es nicht geheuer,
Ein Spanier war's, er gab auf alles Acht —
Und blickte oft voll Unruh in die Nacht.
Denn manches Herz schlug noch voll Trauer
Im Stillen für das Vaterland,
Und bot selbst über Wall und Mauer
Dem Aufruhr in dem Land die Hand.
Der Andre war ein stattlicher Wallone,
Ein Löwenkopf mit langem blonden Haar,
Es schien auf seinem stolzen Lippenthrone
Nur kecker Muth und spotte der Gefahr;
Sein Schwert war breit, ein rechtes Schwert,
Und die Agraff auf seinem Hute
War über tausend Thaler werth,
Sie war ein Kleinod aus dem Reichsstiftgute.
„Was ist das für ein Bild dort oben?"
Begann der Spanier, „seht es hält
Das schöne Weib ein blutig Haupt erhoben,
Das ist wohl Judith?" — „Wie es Euch gefällt" —
Entgegnete der Andre, „ich behaupte
Es ist Herodias und ihre Magd,
Die mit des Täufers Haupt, an den sie glaubte,
Lautheulend durch die Lüfte jagt,
Das Bild ist gut, es spricht vernehmlich:
Gen' Himmel schreit schuldlos vergoss'nes Blut!"
Der Spanier lächelte, „sehr gut, sehr gut!"
Und höhnisch rief er, „ist es nicht aus Brüssel
Dies schöne Bild? in Brüssel nämlich
Hat manche saubere Herodias
Des Grafen Egmont Haupt auf ihrer Schüssel! —"
Das traf. Von Zorn ganz blaß,
Ergrimmt, und mit verbiss'nem Hohne
Sprach durch die Zähne der Wallone:
„Sagt mir Sennor, ist's wirklich wahr,
Als Egmonts Haupt fiel auf dem Blocke,
Daß Alba dabei gegenwärtig war? —"
„Still," sprach der Spanier, „still, die Glocke
Schlägt Mitternacht, wir wollen fort,
Der Herzog, müßt Ihr mir erlauben,
Läßt von dem strengen Wort
Der alten Lehre nicht ein Jota rauben.
Er selbst war auf dem Richtplatz Kommandant,
Und Egmont hat, er starb im wahren Glauben,
All seine Sünden reuevoll bekannt!"
Ha, rief der Niederländer, Schimpf und Schande,
Ja Zeter über einen, dessen Herz
Kalt lächelt bei des Feindes Todesschmerz,
Und Hohn spricht dem Gefühl im ganzen Lande!"
„Wie?" rief der Spanier aus, und sah sich um,
„Daß sich die Meuterei nicht rühre,
Wir machen noch die Ketzer stumm,
Ihr wißt, für wen ich diesen Degen führe!"
„Das glaub' ich," sagte jener, „aber hier,
Hier schlägt es auch, wer nicht den Alba flucht,
Der ist nicht werth, daß ihn! —" „Verrucht!"
Fuhr jener auf, „bei meinem Eide,
Das ist zu arg!" — „Zu arg, wohlan!
Laßt seh'n, hat Euer Degen Schneide?"
„Versucht Ihr flämischer Kumpan
Die Schärfe dieses Stahles aus Toledo!"
„Es gilt," rief der Wallone, „fort Du Hund
Mit Deinem welschen Kreuz und Kredo.
Hoch Gent, und hoch der Bettlerbund! —"
Der Spanier, ohne noch ein Wort zu sagen,
Fuhr wüthend über seinen Gegner los,
Und traf, eh' der noch einen Hieb geschlagen,
Ihn in die Brust mit einem Stoß
Und eine Wunde wurde blos,
Aus der in purpurrother Welle
Das Blut hervor und auf den Boden schoß.
Er taumelte und stürzte auf der Stelle,
Die Faust noch um den Degenknauf,
Zur Erde hin, doch hielt er noch die Wunde
Im Sterben zu: „Ihr Mörder," rief er auf,
„Ihr Spanier seid gefehdet, und im Bunde
Mit einem in der Hölle, aber auf mein Wort,
Ihr müßt noch alle fort. —"
Der Spanier wusch den Degen rein von Blut,
Warf seinen Handschuh auf's Kamin,
Ergriff sein Glas und lachte vor sich hin:
„Mit all der Tollheit, all dem Muth
Bringt Ihr es doch nicht weiter
Als höchstens zum Schaffot und auf die Leiter;"
Und sieh', da wars, als winke das Gemälde,
Und eine Todtenstille ward im Saal,

Man hörte wie die Fluth der Schelde
An ihre Ufer schwoll; mit einemmal
Verändern sich des Spaniers Züge
In Grau'n und Furcht, sein Auge stiert
Auf einen Punkt, er lauscht, als schlüge
Ein Tosen an sein Ohr: „da wird minirt." —
Fort, ruft er von Entsetzen blaß — —
In ihren Angeln flogen auf die Thüren
Und ein trat aufgelösten Haars, Herodias;
Sie faßt ihn um den Leib,
Und dreimal ihn im Wirbel drehend,
Saust durch das Fenster, wie die Windsbraut wehend,
Im Sturmesheulen mit ihm fort das Weib.
Zugleich geschah ein Knall, das Firmament
Erschien im Augenblick ein Feuerschlund;
Das Schloß erschüttert bis zum Fundament,
Mit allem was darin war, sank zu Grund.
Die Mine von Antwerpen war gesprungen
Und hatte rings umher das Land versengt,
Zertrümmert und verschlungen
Und in die Luft gesprengt.

Max Schaffrath.

Leid und Lust
Aus tiefer Brust.

So unvermuthet trifft ein Ton
Ins Herz und regt verwandte Saiten.
Du schauerst auf: er ist entflohn;
Doch klingt er nach für alle Zeiten.

Ein flüchtig Schaun, da war's geschehn!
Nun lieb' und such' ich Dich vergebens.
Und soll ich nie Dich wiedersehn:
Du bist die Sonne meines Lebens.

Wie könntest Du mein Herz verstehen?
Wir sahn uns kaum!
Doch ist das Wunder jüngst geschehen
Im nächt'gen Traum.
Und alle Taggedanken weben
Sich in den Traum;
Ich träume fort durchs wache Leben
Und weiß es kaum.

Nun denk' ich Deiner Nacht und Tag,
Und keinen Ausweg seh' ich offen,
Wie mein Geschick sich wenden mag:
Was kann ich hoffen?

Da spricht der Unmuth wohl mir ein:
O wärst du diesem Leid entrissen! —
Und doch — wie einsam würd' ich sein,
Müßt' ich es missen!

Sie sagen mir: „Du trägst verborgen
In Deiner Brust geheimen Schmerz.
Auch uns gehören Deine Sorgen;
Sprich — und erleicht're so Dein Herz!" —

Und immer mahnen sie aufs Neue
Und reden von Vertrau'n und Muth;
Und ach, die oft erprobte Treue,
Wie wohl sie meinem Herzen thut!

Da drängt es mich auch zum Geständniß,
Und ist die Lippe schon bereit,
Dann wieder dünkt mir solch' Bekenntniß,
Als würd' ein Heiligthum entweiht.

Ist's wirklich Schmerz? wer mag's entscheiden?
Verlust? und niemals warst Du mein?
So sei es Schmerz! — gern will ich leiden,
Und sollt' es auch zeitlebens sein.

Doch nein — nicht Schmerz! Nur sanfte Trauer,
Ein dunkles Sehnen Tag um Tag,
Belohnt durch süßen Wonneschauer,
So oft ich Dein gedenken mag!

Oft fordert meine Sehnsucht mächtig,
Daß ich erfrage mein Geschick;
Doch Ein Gedanke scheucht bedächtig
Den Wunsch ins volle Herz zurück:

Es möchte Deinen Frieden trüben,
Wenn Du die Kunde je gewannst
Von meinem tiefen, stillen Lieben,
Und ach, es nicht erwiedern kannst.

So nennt es thöricht und vergebens!
Ihr sprecht so weis' und denkt so kühl.
Den ganzen Inhalt meines Lebens
Verklärt dies heilige Gefühl.

Und ob mir keine Hoffnung bliebe,
Das ändert nicht den treuen Sinn;
Auch unbeglückt ist meine Liebe
Ein großer, herrlicher Gewinn.

Und weil ich ganz Dir hingegeben,
Bin ich erst wahrhaft stark und frei.
Zum Höchsten drängt's mich aufzustreben,
Auf daß ich Deiner würdig sein.

Dein Bild im Herzen muß ich wandeln,
Als sei's in Deiner Gegenwart.
So bleibt mein Denken und mein Handeln
Vor jedem niedern Hauch bewahrt.

Sie nennen's Stolz; ich nehm' es hin
Und trage jeden Hohn gelassen —
O wüßten sie, wie trüb mein Sinn:
Zu stillem Mitleid würd' ihr Hassen.

Mit diesem Weh in tiefster Brust
Umringt von brausenden Gesellen,
Wie quält mich ihre wilde Lust!
Und ach, ich kann mich nicht verstellen!

Es scheucht mich weg, ich sitz' allein;
Und drängt man mich durch rohes Werben,
Da kann ich scharf und trotzig sein
Und wehren mit dem Wort, dem herben.

So mag ein Schmerz, der sich der Welt
Verschließt, als kalter Trotz erscheinen;
Doch bin ich einsam, dann erhält
Sein Recht das Herz und macht mich weinen.

Stark hab' ich mit mir selbst gerungen,
Auf Deine Ruhe nur bedacht
Des Herzens Ungeduld bezwungen
Und Aug' und Lippe streng bewacht.

Ich sah auch Dich: Du zogst durchs Leben
Ein arglos Kind mit leichtem Tritt,
Dem schönen Augenblick ergeben,
Nicht ahnend, wie ich liebt' und litt.

Da hab' ich zu mir selbst gesprochen:
Gefährde nicht dies reine Glück! —
Nun ist mein fester Sinn gebrochen:
Das that von Dir ein einz'ger Blick.

Ein Blick! Wie Nebel vor der Sonne
Zerrann vor ihm der Stärke Wahn.
Ich bin besiegt. O Hoffnungswonne!
Die kühne Frage sei gethan!

Und zwingt Dein Herz Dich, zu verneinen:
So tret' ich klagelos zurück,
Will heimlich meinen Gram verweinen
Und innig beten für Dein Glück. — —

Dürft' ich es allerwärts
Zeigen und sagen!
O Herz, mein pochend Herz,
Wirst Du es tragen?

Stand hieltest Du so lang
Mitten im Leide:
Was zitterst Du so bang
Vor dieser Freude?

O dieser Seligkeit
Drängende Fülle!
O Glück, so hoch und weit,
Brich nicht die Hülle!

Wie das nun glüht und zieht,
Wogt durch den Busen! —
Nur ein verströmend Lied!
Rettet mich, Musen!

So halt' ich endlich Dich umfangen;
Und alle Noth und alle Pein
Ist wie ein leichter Traum vergangen
Vor dem Gedanken: Sie ist mein!

So ringt empor ein kühner Klimmer
Durch Schluchten, Waldnacht, Felsgestein,
Er steht am Ziel: in Pracht und Schimmer
Liegt eine Welt voll Sonnenschein.

Dir hab' ich manches Lied gesungen,
Als ich um Deine Gunst noch rang;
Nun halt' ich selig Dich umschlungen,
Und im Genuß schweigt mein Gesang.

O sei nicht ungerecht und wähne,
Die mächt'ge Flamme sei verglüht.
Mein Glück hat nur die stumme Thräne,
Und ist zu groß für jedes Lied!

Will das Glück zu lange säumen,
Magst Du in des Lied's Erguß
Von der künft'gen Stunde träumen,
Schwelgen schon im Vorgenuß.

Oder mußt Du ganz entsagen
Und verblutet fast Dein Herz:
Kann ein Lied Dich aufwärts tragen
Und verklären Deinen Schmerz.

Aber wenn zur Vollgenüge
Reiches Glück das Leben beut,
Schweigt das Lied und senkt die Flüge
Vor der schönen Wirklichkeit.

Deine Lieb' ist wie die Maiennacht,
Die mild und heimlich mich umfängt
Und eine reiche Sternenpracht
Geheimnißvoll in's Herz mir senkt.

Die Lüfte kosen leichtbeschwingt,
Begeistrung rauscht der Wasserfall,
Und in dem eignen Herzen klingt
Das Hohelied der Nachtigall.

Im Walde träumt' ich von Dir, mein Kind;
Der Himmel wird schon düster,
Und in den Zweigen rings beginnt
Ein heimliches Geflüster.

Ich lausch' und höre süßerschreckt
Ein Echo meiner Träume:
Wer hat euch meine Lieb' entdeckt?
O plaudert nicht, ihr Bäume!

Die Sonne war im Untergehn,
Du hast so süß gesungen;
Wir blieben lauschend vor Dir steh'n,
Wir standen selig umschlungen.

O Nachtigall, wir trauten Dir
Und ahnten keine Tücke.
Nun singst Du dem ganzen Waldrevier
Von unserm verschwiegenen Glücke.

Ich schreite durch die stille Nacht,
Mein Sinnen schweift zur Ferne.
Die Erde schwand, in milder Pracht
Glühn über mir die Sterne.

Und wundersam durchschauert's mich,
Indem ich Dein gedenke,
Als ob der ganze Himmel sich
Ins Herz mir niedersenke.

Durch Deine Liebe neubeseelt,
Ein Andrer bin ich, als ich war;
Ich fühle meine Kraft gestählt,
Des Geistes Aug' ist frisch und klar.

Wem solch ein Glück vom Himmel fiel,
Der soll verdienen auch sein Loos.
Kühn schau' ich nach dem höchsten Ziel;
Denn nichts ist meinem Muth zu groß.

Es treibt mich fort in's Thatenfeld —
Die Schranken auf, und laßt mich ein!
Denn wirken will ich für die Welt
Und allem Recht ein Schirmer sein.

Und wenn das Vaterland alsdann
Des hohen Strebens Werth erkannt,
Und jeder biedre deutsche Mann
Mich freudig bei den Besten nennt:

Dann tret' ich mit zufriednem Sinn
Vor Dich und lege meinen Ruhm
Zu Füßen Dir; denn was ich bin
Und that, es ist Dein Eigenthum! —

An Deinem Busen laß mich ruhn!
Da draußen stürmt und tobt es wild.
Es riß mich fort; ich rang zu Dir
Zurück: Du bist so still und mild.

O schließe fester mich ans Herz:
Da draußen wogt der heiße Streit;
In Deines Herzens Heiligthum
Blüht heil'ger Frieden unentweiht.

Und öffne mir die Seele ganz!
In ihre Klarheit laß mich schaun!
Da draußen Zweifel nur und Haß,
Hier wohnt noch Lieb und Gottvertraun.

Da draußen gleißt der bunte Schein
Und lockt und trügt und raubt die Ruh —
O, Du bist meine ganze Welt
Und gibst den Himmel mir dazu!

O Dank! der Sturm ist nun vorbei!
Im Busen wird's so friedensstill;
Ich athme leicht, ich athme frei
Und weiß nun deutlich, was ich will.

Weg mit dem Scheinbild eitlen Ruhms!
Hinweg und sink' in nichts zurück!
Im Schrein des innern Heiligthums,
Da liegt verwahrt das ächte Glück.

Wer nach dem Lob der Menge fragt,
Den läßt ihr schwanker Sinn nicht ruhn;
Was mir der Gott im Busen sagt,
Das will ich achten, will ich thun.

Das ist ein Stern, der nimmer trügt:
Er schafft aus Nacht den hellsten Tag.
Und hab' ich so mir selbst genügt,
Dann komme, was da kommen mag.

Rein sei der Quell, die That sei rein
Von Eigennutz und Selbstbetrug!
So wird mein Ziel gesichert sein,
Und Deine Lieb' ist Lohn genug!

C. Matzrath.

Im Gewitter.

Ich steh' auf dem Berg, wie auf Zinnen des Thurms
Mit flatterndem Mantel ein König des Sturms.
Unten im Grunde durch Nebelreigen
Seh' ich die Wipfel sich angstvoll neigen.
Plötzlich mit schnaubenden Wolkenkolossen
Kommen die Geistergeschwader geschossen,
Schlacht! Halloh ein zerschmetternder Schlag,
Fluthen und Flammen und Donner und Schlossen!

Elementarkraft, Gewitterpracht,
Schauerlich schön — o es zieht mich mit Macht!
Tod oder Freiheit! Die Elemente
Rufen's, sturmlaufend am Firmamente.

Waldbrand im Thal! nur zu in Gewittern,
Stürmende Riesen, ich werde nicht zittern,
Dieser befriedeten sonnigen Welt
Ewige Pfeiler werden nicht splittern.

Nur der Geliebtesten Hütte im Thal
Ziehe vorüber, verderblicher Strahl.
Schone die blühenden Saaten der Laube,
Wo sie von Liebe träumet, die Taube.
Rollende Donner verhallet gelinde,
Wisset, es zittert das Herzchen dem Kinde
Gleichwie das Vöglein schüchtern und zag,
Gleichwie die Blätter der Espe im Winde.

Juninacht.

Die schöne Sonne ist gesunken,
Dort träumt an Westens fernstem Saum
Mit halbgeschlossnem Lid ein Wölkchen
Von ihrem Licht den letzten Traum.
Nun senken sich die Schatten nieder
Der abendlichen Einsamkeit,
Die weite Welt um uns wird stille,
Die stille Seele wird uns weit.

Und schon entfacht in blauen Höhen
Sich Stern um Stern zu milder Gluth,
Wie bebt dem keuschen Licht entgegen
Des Seees jungfräuliche Fluth,
Bis von geheimer Lust gehoben
Sein Spiegel leis und leiser schwillt,
Bis aus dem feuchten Schooß der Tiefe
Der Höhen goldnes Wunder quillt.

Ein blauer Duft umfängt die Berge,
Die Wälder stehn als wie im Traum.
Kein Laut, kein Lied, nur leises Wehen,
Wie Geisterhauch — Du hörst es kaum.
Es weckt die Vöglein nicht, doch öffnet
Die Knospen es zum künft'gen Tag,
Auf daß auch morgen Grün und Blüthe
Des Wandrers Auge freuen mag.

Uns aber ist zu Muthe selig,
Als fühlten sichtbar wir den Geist,
Der stets mit goldenen Gedanken
Das weite All erfüllend kreist,
Aus dessen Hauch von Tag zu Tage
Ein holder Raub das Leben stammt,
In dem es webt, — zu dem es kehret,
Wenn es im Bilde ausgeflammt!

Unvergeßlich.

„Was pflegst Du thöricht Herz
In Dir den alten Schmerz?
Nun da so wundersam
Ins Land der Frühling kam,
Wirf ab den dunkeln Gram,
Laß fahren
Dahin, was Dir des Schicksals Tücke nahm!

„Was Du besessen hast,
Das Meiste war nur Last!"
Ach eitel Zier und Pracht,
Reichthum und Ehr' und Macht
Vergißt sich über Nacht,
Doch Liebe
Doch Liebe nicht, die alte Liebe wacht.

Robert Hamerling.

Götterſöhne.

Gleichwie die hohen Götterſöhne der alten
Hellenensage, vom Schoos entsprungen
Liebreizender sterblicher Jungfrau'n,
Herangeblüht
Als edelkräftige Heldenbilder,
Den Götterdrang in der Brust,
Sich aufmachten, und aufsuchten die Väter: —
Es wanderte der an die tosende See
Und rief den grauen Erzeuger,
Den Dreizackschwinger, auf daß er ihn ausstatte
mit Siegskraft,
Indessen And're zum funkensprühenden Sonnen-
wagen
Emporstrebend, ohne zu zucken mit dem Augenlid,
Ertrugen des Vaters Gluthblick,
Und gottbeseelt, ob auch thöricht,
Vom Lenker des Goldgespanns
Sich ausbaten die Zügel —
So möcht' ich immerdar
Beschwören hinter den Dingen
Ein Vaterantlitz! Aber vergeblich, ach,
In götterloser Leere verhallt
Der Sehnsuchtsruf. Es tritt
Dem kindlichen Liebesdrang
Kein Dreizackschwinger entgegen,
Kein Goldgespannlenker!
Zuweilen aber,
Wenn wir ans brausende Meer
Uns wenden, oder an die allumlodernde Kraft
Des Aethers, an den schauernden Wald,
Oder ans blumige Thalgefild,
Begegnets unserem Ruf doch auch
Wie leis' antwortende Vaterstimmen.

Doch ewig unerfaßbar,
Ewig unbestimmbar in uns
Bleibt die befeuernde Götterkraft.
Wir wissen es nicht, von wannen sie kommt, und
fremd
Durchschauert uns, schwermuth-erweckend, selbst
Der Blumenodem im Hauche der Lenzluft.

Im Schloßhof.

Im Schloßhof duftet die Linde,
Da kos' ich um Mitternacht
Mit meinem lieblichen Kinde
In schweigender Mondespracht.

Wenn Alle zur Ruh' gegangen,
Kommst Du bei Sternenschein;
Wo Blüten duften und prangen,
Sitzen wir ganz allein.

Die Männer und Frau'n, sie schlummern,
Kein Lauscher ist ringsherum:
Das Schloß, der Weiher, die Blumen
Sind unser Eigenthum.

Die Sterne vor Freude wachen,
Die Lüfte schlummern nicht ein,
Weil nun die Liebe regieret,
Die Liebe ganz allein.

Die Blumen heben in Wonne
Lauschend ihr Angesicht,
Im Traum der springende Bronnen
Von unserem Glücke spricht.

Und horch, wo im Mondesflitter
Das Häuschen schimmert am See,
Weiß eine verspätete Zither
All unser süßes Weh.

Die Sonnenblume.

Tiefsinnige Sonnenblume, Du neigst
Das feurigbrütende Haupt so gedankenschwer,
So sonnetrunken! Wenn unbestritten die Rose schön ist,
So spricht doch schon zum Herzen geheimnißvoller
Ein Lilienkelch, und Urtiefen des Geistes regt
Helianthos auf, der mystische Sonnenspiegel,
In welchem das schreckbar-funkelnde Heliosbild,
Wiedergeboren in Florens Reich,
Als Blumenantlitz lächelt, und seine Gluth
Zu gold'ner Farbenmilde gedämpft hat.

Denn wo es glüht, das heilige Licht, da trägts
Kein sterblich Aug, und so blüht es lieber
Am Wege still in Zeichen und Bildern,
Vor welchen dem Wandernden
Das Herz aufgeht, und selbst
Die Alltagsseele zuweilen geheim
Bewegt wird; was erst muß geschehen dem Dichter?

Felix Dahn.

Lied Siegfrieds.

Nun kehrt das Schiff empor den Rhein
Und kränzet Helm und Schilde —
Du, Falke, sollst mein Bote sein,
Mein Bote zu Chrimhilde.

Nun sprich: „Frau, gieb mir Botenlohn,
Die Sachsen sind geschlagen,
Und eine neue Königskron'
Mag König Gunther tragen.

Dein Siegfried zwang die Kön'ge zwar,
Ihn hat das Glück getragen —
Doch, der das Beste that, das war,
Das war von Tronje Hagen."

Hei, schlug er in die Sachsenmacht
Wie Blitz schlägt in die Eichen:
Mein ganzes Herz hat aufgelacht
Bei seinen stolzen Streichen.

Nun, Leudeger und Leudegast,
Getrost, gefangne Fürsten —
Ihr seid bei Siegfried jetzt zu Gast,
Ihr sollt, bei Gott, nicht dürsten.

Habt nicht des Kampf's zu schwere Reu'!
Man wird euch nicht erwürgen,
Wie Gold ist König Gunther treu —
Ich, Siegfried, wills verbürgen.

Er kennt nicht Neid noch Uebelmuth,
Er ist mir wie ein Bruder,
Wer ihm vertraut, der trauet gut. —
Nun auf und rührt die Ruder!

Und Silber streut in's Land und Gold
Vollauf aus unsrer Beute,
Sie soll'n uns Alle werden hold
Von hier bis Worms die Leute.

Und schmücket Segel, Rah' und Mast
Mit Kranz und Laubgewinden,
Als käm' ein Götterzug zu Gast
Zu frohen Menschenkindern.

Ich sing mit heller Melodei,
Das Steuer führet Hagen,
Und Volker soll uns von Alzei
Dazu die Harfe schlagen! —

Hagens Sterbelied.

Nun werd' ich sehr alleine,
Die Fürsten liegen todt —
Wie glänzt im Mondenscheine
Der Estrich blutig roth.

Die fröhlichen Burgunden
Wie nun so still sie sind:
Ich höre wie aus Wunden
Das Blut in Tropfen rinnt.

Es steiget aus dem Hause
Ein Dunst von Blute schwer —
Schon kreischen nach dem Schmause
Die Geier rings umher.

Es schläft der König Gunther
In fieberwirrem Schlaf,
Seit ihn vom Thurm herunter
Ein spitzer Bolzen traf.

Und Volk liegt erschlagen,
Der lachte, wie er fiel:
„Nimm all' mein Erbe, Hagen,
Nimm Du mein Saitenspiel!"

Er trug, vor Hunnentücken
Beschirmt, die Fiedel traut
Auf seinem sichern Rücken,
Den nie ein Feind geschaut.

Sie scholl wie Nachtigallen,
Wenn Walter sie gespannt, —
Wohl Anders wird sie schallen
In meiner harten Hand.

Vier Saiten sind gesprungen —
Drei haften noch daran —
Ich habe nie gesungen,
Ich bin kein Fiedelmann —

Doch treibt mich's zu versuchen,
Wie meine Weise geht:
Ich denk', ein gutes Fluchen
Ist auch kein schlecht Gebet.

So sei'n verflucht die Weiber!
Weib ist was falsch und schlecht,
Hie um zwei weiße Leiber
Verdirbt Burgunds Geschlecht!

Und Fluch dem Wahngetriebe
Von Liebe, Pflicht und Recht:
Erlogen ist die Liebe
Und nur der Haß ist echt.

Die Reue ist der Narren!
Nur das ist Athmens werth
Zum Tode auszuharren
Beim Groll, beim Stolz, beim Schwert.

Und hätt' ich zu berathen
Neu meine ganze Bahn —
Ich ließe meiner Thaten
Nicht eine ungethan.

Und käm', der Welt Entzücken,
Ein zweiter Siegfried her —
Ich stieß ihm in den Rücken
Zum zweiten Mal den Speer!

Was wißt ihr, feige Saiten
Versagt ihr solchem Sang? — —
Ha, wer mit mächt'gem Schreiten
Kömmt dort den Hof entlang?

Und näher — immer näher —
Ein Schatte riesenlang —
Das ist kein Hunnenspäher —
Das dröhnt wie Schicksals Gang: —

Auf, Gunther, jetzt erwache,
Den Schritt kenn' ich von fern:
Auf, auf, der Tod, die Rache
Und Dietrich kömmt von Bern!

Eisbert Freiherr von Linke.

1. König Richard und Herr Blondel de Nesle.

(1194.)

Zwölf Monde waren um und mehr,
Durch England ging ein Klagen:
Wo König Richard gefangen wär,
Nicht Einer vermocht's zu sagen!

Das bittre Leid hat Keiner so schwer
Als Blondel de Nesle getragen:
Oft sangen die Zwei, der König und er,
Selbander in besseren Tagen

Herr Blondel de Nesle that einen Schwur;
„Deß muß ich bringen die Kunde!
„König Richard harrt auf dem Troubadour,
„Mein harrt er Stund' auf Stunde!

„Ueber Zinn' und Thurm, über Kluft und Wall
„Ein Vogel mag sich schwingen,
„Viel leichter mag der Liederschall
„Durch Thor und Gitter dringen!" —

Herr Blondel de Nesle ritt manchen Tag,
Er ritt durch deutsche Gauen:
Wo König Richard gefangen lag,
Das konnt' ihm Keiner vertrauen.

Herr Blondel de Nesle ließ manchen Sang
Ueber Zinn' und Wall sich schwingen,
Er lauschte lang, er lauschte bang —
Keine Antwort wollte klingen!

Und bei des sinkenden Tages Schein
An ein Städtlein kommt er gezogen,
Dem unfern spiegelt ihr grau Gestein
Die Burg in der Donau Wogen.

„Wie nennt Ihr den Ort?" — „Burg Dürrenstein,
Ist Oestreich's Herzog pflichtig."
Herr Blondel ritt zur Herberg' ein,
Er forschte klugfürsichtig.

„Dort hat's Gefangne viel — ist's wahr?"
„Nur Einer, Herr, nur Einer,
„Den halten sie oben schier ein Jahr,
„Und Namen und Stand weiß Keiner."

Herr Blondel schritt zur Burg hinan,
Begann sich umzuschauen,
Die Söldner und der Kastellan
Sie mochten ihm bald vertrauen;

Denn Saitenspiel und Sangeskunst
Sind allwärts gute Genossen,
Und wo sie werben um Huld und Gunst,
Kein Herz ist ihnen verschlossen.

Da sang Herr Blondel das Lied am Thor
Und begann die Zither zu schlagen:
König Richard und er sie sangen's zuvor
Selbander in besseren Tagen.

„O schöne Herrin mein,
„Dein holdes Angesicht.
„Der süßen Augen Licht,
„Dein Leib so schlank und fein —
„Laßt mich gefangen sein
„Und stets Dir zugewendet!" —

Herr Blondel schwieg und lauschte bang
Hinauf zum Thurmesgitter.
Er lauschte lang — horch! da erklang
Die Folge des Liedes zur Zither:

„Schön acht' ich Liebesleid,
„So laß' ich nicht von Dir!
„Mehr Ruhm gewinn ich hier,
„Wo Du mir giebst Bescheid,
„Als eine Frau verleiht,
„Die, was Du weigerst, spendet." —

Herrn Blondel's Herz vor Lust schier brach:
Das war ja des Königs Weise!
Das war des Königs Zitherschlag!
Und wieder vom Thurm klingt's leise:

„Ein Freund ist treu und hold!
„In Banden muß ich sein
„Ums Lösegeld allein.
„Auf, England! Sende Gold
„Als Deines Königs Sold!
„Dir soll mein Arm geweiht sein!" —

Herr Blondel verstand den König gut,
Den lodernden Zorn bezwang er,
Und er bezwang sein stürmendes Blut
Und wieder die Reime sang er:

„Heil meinem tapfern Herrn!
„Zu ihm mit Herz und Hand,
„Zu ihm steht Engelland
„In Treuen nah und fern!
„Drum seiner Ehren Stern
„Richard soll bald befreit sein!"

Und Blondel schritt zu Thal von der Burg,
Sein Roß, das ließ er springen,
Die Städte ritt er, die Länder hindurch,
König Richard's Gruß zu bringen.

2. König Richard und Graf Johann von Mortagne.

Vieltausendstimmiger Ruf erschallt
Durch all' die englischen Lande:
„König Richard kehrt aus Feindesgewalt!
„Er ist frei der schmählichen Bande!" —

Die Stunde drängt, daß Richard erscheint,
Weil offnen Verrath ihm spann —
Der längst sich zeigte dem König feind —
Sein Bruder der Graf Johann.

König Philipp bot ihm die Bundeshand,
Wollt' ihn als König erkennen,
Und was sein Vater besaß an Land,
Das sollt' er sein eigen nennen;

Da schwur ihm Johann den Lehenseid,
Er sprach: „Mein Bruder ist todt!
„Ich bin der König mit Recht zur Zeit!" —
Und Viele trog sein Gebot.

König Richard landet in Engelland,
Da schien die Sonne gar hell:
Die treu ihm blieben mit Herz und Hand,
In Eile sie sind zur Stell.

Da rasseln die Schwerter, die Panzer klirr'n,
Die Rosse stampfen den Acker,
Die Fähnlein flattern, die Bogen schwirr'n,
Und die Reisigen tummeln sich wacker.

Den König ergreift ein fröhlich Gefühl;
Er liegt vor Mauern und Thürmen,
Es ist ihm so wohl im Lanzengewühl,
Kann wiederum stürmen, ja stürmen!

Vor Nottingham's Burg der König zog,
Johann's Feldhauptmann spricht:
„So zeige, wenn mein Herr uns trog,
„Der Leu sein Angesicht!"

König Richard ließ den Galgen bau'n,
Den Helmsturz warf er empor:
„Mich sollt Ihr und meinen Gewährsmann schau'n!"
Da thaten sie auf das Thor.

Und ritt nach Winchester's Kathedral',
Nicht mocht' er säumen und ruh'n,
Und ward gekrönt zum anderen Mal
In der Kirche von Sanct Swithun.

„Meine Panzerfaust das Schwert hält fest,
„Und fest sitzt wieder die Kron'!
„Wo ist er, den's nicht schlafen läßt
Das Gelüst nach meinem Thron?

„Und jetzt zu Schiff! Mag harren ein Thor
„Bis ruhiger wird das Meer!
„Der Sturm hilft gut! Die Anker empor!
„Nach Frankreich steht mein Begehr!" —

Und fuhr hinaus und fuhr durch's Land —
Wie Windsbraut über den Plan,
Und Burg um Burg mit eiserner Hand
Zerbrach er auf rascher Bahn.

König Philipp ließ sich nirgends schau'n:
Vor der Windsbraut stob er wie Spreu;
Er meint, ihn zacken die scharfen Klau'n,
An der Spur erkennt er den Leu!

Da fleht um Gnade der Graf Johann,
Um Gnade fleht er allein.
„Dir will ich verzeih'n, untreuer Mann,
„Deine Burgen die bleiben mein!" —

Carl Siebel.

Durch Nacht zum Licht!

Ich kenn' das Meer; ich kenn' die Fluth;
Ich kenn' die sturmgepeitschten Wogen —
Und ach! ich weiß es nur zu gut
Wie Manchen sie hinabgezogen!

Da sah ich Dich auf leichtem Kahn,
Ohn Segeltuch, ohn Mast und Steuer;
Kein Kompaß zeigte Dir die Bahn,
Kein Nothsignal, kein Leuchtthurmfeuer.

Die Woge schleuderte empor
Nußschalen gleich, den kleinen Nachen.
Mir aber tönte wirr in's Ohr
Dein Lachen! o, Dein wildes Lachen!

Ich sah Dich stehen vorn am Kiel,
Die Hand gestemmet in die Seite
Und vorwärts treiben ohne Ziel
Nur immer weiter in die Weite! — —

Halt an! Halt ein! — Und willenlos
Triebs mich Dir nach durch Sturm und Wetter.
Ich folgt' in des Verderbens Schooß
Als Dein Genosse, — oder Retter! — —

Der Mond geht auf. Klar wird die Fluth.
Die Welle koset freundlich wieder.
Der Donner schweigt. Der Sturmwind ruht.
Und milde Sterne schaun hernieder.

Mißtrauisch nahmst Du meine Hand.
Nun seh ich lächeln Deine Lippen!
Und vor uns liegt ein Inselland,
Ein traulich Ufer ohne Klippen

So trau mir doch!

So trau mir doch! Mein ganzes Leben
Hab ich in Dich hinein getraut,
Mein ganzes Sein Dir hingegeben,
Mein ganzes Glück auf Dich gebaut!

So trau mir doch! Wenn wir nun sehen,
Wie treue Liebe beglücken kann,
Wenn ein Geheimniß wir verstehen,
Was gehts die kalten Menschen an!

Laß sie des Hasses Flammen schüren,
Laß sie nur reden Hohn und Fluch;
Wenn wir im Herzen Segen schüren,
So ist für uns das schon genug,

Bei Dir, da fand ich meinen Frieden
Bei Dir, da find' mein Glück ich noch; —
Ich weiß: Gott hat Dich mir beschieden.
So glaub mir doch! So trau mir doch!

Herbstlied.

Nun geht der Wald sich schmücken
Mit Grün und Gelb und Roth;
Ein Bräutigam will kommen,
Heißt: Winter oder Tod.

Wald will ihm Alles geben,
Will ganz sein eigen sein,
Will lassen alle Träume
Von Lenz und Sonnenschein!

Mein arm, verlass'nes Herze!
Glaub nicht an neues Glück;
Du sehnst zu erster Liebe,
Zum Lenz Dich doch zurück!

Emil Rittershaus.

Blaue Augen.

Aus Deinem Aug', Du Auserkor'ne,
Du wundersüße, holde Maid,
Grüßt mich noch einmal die verlor'ne,
Die längst begrab'ne Jugendzeit.

Wie oftmals lag ich in der Jugend
Zur Sommerzeit am Waldesrain
Und träumte, in den Himmel lugend,
In einen Himmel mich hinein.

Da ward zu fernem Engelsingen
Der flinken Fliege leis' Gesumm,
Da dichtet' ich zu Engelschwingen
Die weißen Wolkenflügel um. —

Ich träum' zum Kind zurück mich wieder.
Mein Haupt, es ruht in Deinem Schooß
Und liebend schaut auf mich hernieder
Dein blaues Auge, klar und groß.

Den Frieden fühl' ich wieder thauen,
Und es entschwinden Traum und Wahn.
O, alle guten Engel schauen
Aus Deinem lieben Aug' mich an!

Der Christabend.

„Kastanien kauft: Kastanien kauft!
Will Keiner die Kastanien haben!"
So klingt vom Morgen bis zur Nacht
Der Ruf des Savoyardenknaben.

Die Weihnacht ist's. Die Nacht ist kalt;
Im weißen Mantel steht der Wald,
Im Schwalbenneste suchte Platz
Und Schutz vor Schnee und Eis der Spatz.
Am warmen Heerd das Kätzlein schnurrt;
Im Heu versteckt das Hündlein knurrt.
Beppo, das Savoyardenkind,
Muß draußen stehn in Schnee und Wind.

„Kastanien kauft! Kastanien kauft!
Will Keiner die Kastanien kaufen!"
Vor Frost der braune Junge bebt
Und Thränen von den Wangen laufen.

„Kastanien kauft!" so rief er schon
Seit Tagesgrau'n mit hellem Ton,
Und Leute kamen, Groß und Klein,
Und kauften für die Weihnacht ein.
Die Puppen und der bunte Tand,
Und Aepfel, Mandeln braungebrannt,
Vergoldet Spielzeug aller Art,
Den Niklaus mit dem krausen Bart,
Die Engel mit den Flügeln weiß —
Das alles paßt zum Tannenreis
Des Christbaums, alles kommt hinein. —
Geröstete Kastanien? — Nein! —
„Kastanien kauft! Kastanien kauft!" —
„He, Junge, laß' Dein Schrei'n und Schwätzen!" —
Doch bleibt des Kleinen Tasche leer,
So wird's noch harte Prügel setzen.
Die Höckerfrau, die nimmt's genau!
S'ist eine böse, alte Frau,
Und doch muß Beppo dankbar sein,
Sie nahm ihn in ihr Haus hinein —
Sie gab ihm Ruhstatt, gab ihm Brot,
Seit seine weißen Mäuslein todt.
In Sommerhitz', in Winterfrost,
Sitzt er nun am Kastanienrost,
Im Dienst der alten Höckerfrau.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Es ist so kalt, es weht so rauh
Der Wind aus Nord. Des Südens Kind
Noch einmal ruft's durch Schnee und Wind:
„Kastanien kauft!" Ach, Keiner will —
Sie kaufen, Keiner etwas schenken.
Ein Weinen noch — dann wird es still!
Zum Schlafe sich die Augen senken.

O, welch' ein Traum! Ein Blumenduft
Umwebt ihn statt der Winterluft
Und in den Straßen, welche Schaar
Bekannter Leute! Wunderbar
Wird ihm zu Muthe, so bekannt
Ist alles ihm! Das Heimathsland,
Im Traume darf e's wiedersehn,
Und horche, aus der Kirche wehn
Gar süße Klänge, manch' ein Lied,
Bei dessen Ton er einst gekniet
An seiner lieben Mutter Seit'.
Er schämt sich im zerrissnen Kleid
Zum Thor der Kirche einzugeh'n;
Am Eingang bleibt er lauschend stehn. —
Da sieht er Buben, die er kennt,
Hört, wie man ihn beim Namen nennt.
„Komm, Beppo!" Und es treibt ihn fort,
Er muß hinein, zum heil'gen Ort,
Da prangt mit hellem Sternenkranz
Die Jungfrau in dem Lichterglanz;
Da knieen vor dem Jesuskind
Des Feldes Hirten frommgesinnt;
Da leuchtet Pracht und Herrlichkeit —
Er sieht auf sein zerrissen Kleid
Und schluch'zt und weinet bitterlich
Und seufzt und klagt: „Wie arm bin ich!"
Doch sieh! Die Himmelskönigin
Winkt Beppo zu der Krippe hin;
Sie legt auf's Haupt die Hand ihm sacht. —
O, wie ihn das so selig macht!
Seit vielen Monden wußt' er nicht
Wie Liebe zu dem Herzen spricht. —
Sein Mantel, dürftig und zerfetzt,
Wird durch ein seidnes Kleid ersetzt;
Die Gnadenmutter lächelnd spricht:
„Nun schlafe, Beppo! Weine nicht!
Vergesse, was Dir Gram gemacht!"
Maria spricht's und legt ihn sacht
Ins Krippchen zu dem Heiland nieder.

Die Kinder singen Weihnachtslieder
Bei'm Christbaum, froh der Weihnachtgabe;
Die Glocken tönen von den Thürmen. —
Erfroren bei des Nordwinds Stürmen,
Liegt todt der Savoyardenknabe. —

GLORIA IN EXCELSIS DEO
Der Christabend.
Gedicht von E. Rittershaus.
Illustrirt von C. Scheuren.
A. Brend'amour

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK
Düsseldorf

Liebesgruß.

Es lag im Dämmerlichte
Die Welt um uns herum;
Wir saßen am Stamm der Fichte
Und waren beide stumm.

Der Mond fing an zu scheinen,
Und sternhell ward die Nacht. —
Wir haben vor lauter Weinen
An's Küssen nicht gedacht!

Sie lag an meinem Herzen,
Sie saß auf meinem Knie,
Ich hatte vor lauter Schmerzen
Kein Trosteswort für sie! — — —

Das war die Scheidestunde. —
Nun bin ich, ach, so fern'!
Ihr Wolken, gebet mir Kunde:
Wo weilt mein Hoffnungsstern?

Du weiße Wolke, senke
Dich grüßend zu der Maid,
Sag', daß ich ihrer gedenke
In Lieb' in Ewigkeit!

Julius Grosser.

Laßt austoben.

Laßt Euren Sohn gewähren, alter Mann,
Austoben müssen sich die Flegeljahre —
Versäumte Jugend spukt noch dann und wann
Und folgt dem Greise neckend bis zur Bahre.
Ist eine Thorheit glücklich überstanden,
Schlägt eine andre ihn sofort in Banden. —

Da war mein Freund in jungen Jahren schon
Ein Menschenfeind, beinah von Deines Gleichen,
Aß ungekochtes Fleisch wie Robinson;
Vergnügt, war er allein, zerschnitt er Leichen
Als Anatom. — Frost, Hunger, jede Plage
Der Einsamkeit verschönte seine Tage. —

Die einzigen Freunde waren Thiere nur,
Schildkröten, Frösche, Vögel, Salamander,
Pudel und Hasen — in gleiche Natur
Der Fluth und Luft, er setzt sie bei einander.
Sein Bett ein Pfühl von Moos — an seiner Wange
Schlief eine zahme buntgefleckte Schlange. —

Nun, seit er sich ein schönes Weibchen nahm,
Haßt er die Pudel, Molche, Schlangen, Kröten;
Sein einzig Lieblingsthierchen ist Madam,
Doch sein Humor ging ihm vollständig flöten.
Denn jetzt wird er gebürstet und gestriegelt,
Doch sein Museum bleibt ihm stets verriegelt.

Seht einen andern weiß ich, als er jung,
Besucht er nur die Kirchen. Vor Madonnen
Verschwamm sein Auge voll Begeisterung,
Und brünstig schwelgte er in Andachtswonnen.
Mit Priestern hielt er heilige Gespräche
Und schien erlöst von jeder Menschenschwäche.

Ein Faschingsball, ein Wirthshaus, ein Glas Wein
War ihm ein Gräuel, vollends das Theater
Ein Werk des Teufels — aber hinterdrein,
Nun er hübsch alt geworden, seht, was that er:
Nach Wien und nach Paris ging er auf Reisen.
Dort trat er in die Zunft der wahren Weisen.

Chablis und Austern! — was am besten schmeckt,
Studirt er heut — sein Kinn ward eine Wampe;
Bei Weibern selbst, die einst ihn nur erschreckt,
Ist heut er nirgends mehr ein Meister Lampe.
Er betet fromm zu schönen Tänzerinnen,
Zwei Mädchen bringen vollends ihn von Sinnen.

Noch andre weiß ich, einst als Burschen wild,
Die heute mit der frommen Heerde zuckeln,
Einst feurig, heldenhaft im Kampfgefild,
Vor jedem kleinen Herrn heut katzenbuckeln,
Gilts nur ein rothes Bändchen und ein Wappen
Oder ein gnädig Lächeln zu erschnappen. —

Und andre, die den Heller einst gespart
In schmutzigem Geiz — nun werfen sie die Summen
Mit vollen Händen fort nach Fürstenart,
Daß jede Filzanklage muß verstummen.
Nur schade, daß man solchen Lustigesellen
So spät noch einen Vormund muß bestellen.

Drum laßt den Sohn gewähren, alter Mann,
Laßt ihm die Zügel schießen, laßt ihn toben.
Gesunde Jugend spottet jedem Bann,
Ein junger Wein will seine Kraft erproben.
Sonst wird er sauer oder sprengt die Fässer.
Die Gährung und die Zeit nur macht ihn besser.

Des Irontinos Begräbniß.

(Nach Armand.)

Auf dem Grabe zündet an die Kohlen,
Werft dann trockne Kräuter in die Flamme,
Daß der Selige sich am Dufte labe.
War er auch ein Bleichgesicht, doch jenseits
Wird er lieben seine rothen Brüder.
Schon vor Jahren kam er, und er rauchte
Friedenspfeifen mit uns, als der Büffel,
Der im Sommer an den klaren Quellen
Blauer Berge seinen Durst gestillt hat,
Winters noch herab in die Prärie kam,
Noch in Florida sein Futter suchend:
Schon vor Jahren kam er fern aus Osten,
Kam zur Zeit, da noch die Seminolen
Bär und Ur auf eignen Rossen jagten
An den Felsenufern des Ohio.
Damals kam er, bat um unsre Freundschaft
Und hat uns die seine treu erhalten;
Doch die andern Bleichgesichter kamen
Mit dem Blitz und Donner in den Händen.
Gaben uns den Feuersaft zu trinken,
Streuten Krankheit unter unsre Brüder.
Drängten Schritt für Schritt uns mählig rückwärts
In des Landes Sümpfe hier zusammen,
Wo wir untergehen wie die Insel
Auf dem großen Wasser, wenn die Wogen
Ueber ihr im Sturm zusammenschlagen —
Denn uns folgt der Zorn des großen Geistes,
Unsre Stämme schmelzen schon seit Jahren;
Doch der Weiße mehrt sich wie Heuschrecken;
Bald wird sagen mehr kein Seminole,
Daß dies Land gehörte seinen Vätern,
Keiner wird erzählen ihre Siege,
Denn es wird der weißen Männer Pflugschar
Unser Grab aufwühlen in dem Walde.
Ueber den Gebeinen der Indianer
Werden blühen Mais und Baumwollstauden
Und des rothen Mannes Land beschatten. —

Indianerkriegsrath.

(Nach Armand.)

„Alt ist schon die Kunde, die Ihr bringet,
Daß die bleichen Männer uns bedrängen
Und daß ich soll Eure Schaaren führen;
Doch die rechte Zeit ist uns noch ferne,
Da sein Kriegsroß zäumet Tallihadjo;
Noch sind üppig unsre Au'n und Wälder,
Um zu nähren Euch und Eure Heerden
Freude habt Ihr noch an Frau'n und Pferden,
Habt noch keine Sehnsucht nach den Gründen,
Nach den Gründen Eurer blassen Todten." —

Also sprach der Häuptling Tallihadjo.
Doch nach langem Schweigen tönt die Antwort.
Einer war's der greisen Seminolen.

„Wo die Meereswoge auf dem Flusse,
Auf dem Withlacoosee weit in's Land rollt
Und das Gras der Ufer tränkt mit Salze,
Dort in großen Wigwams wohnt der Bleiche,
Fährt mit Flügelcanoes auf dem Strome,
Raubt die Heerden, die am Ufer weiden,
Ueberfällt uns Nachts an unsern Feuern,
Schleudert Kugeln unter uns, um Männer,
Greise, Weiber, Kinder zu ermorden.
Deshalb schickt uns Tonkabor der Häuptling,
Euch zur Schlacht zu rufen mit den Kriegern!"

„Sage Tonkabor, er soll das Salzland,
Soll des Withlacoosee Rand verlassen,
Soll die Heerden treiben nach den Quellen,
Soll im Waldesschatten fern stromaufwärts
Seine Zelte schlagen in der Kühle.
Hört er dort die Axt der bleichen Männer,
Hört er auch den Kriegsruf Tallihadjos."

Wieder sprach ein andrer Seminole:

„Wo des Odawaha hundert Arme
Sich am großen Wasser, schwarze Felsen
Weiß umschäumend, schilfbekränzt hinwälzen:
Dorthin bauten kluge Bleichgesichter,
Bauten einen Felsen auf die Klippen,
Drauf ein Feuer lodert in den Nächten
Leuchtend durch die Wogen und die Wälder.
Homathlan, der Häuptling meint voll Sorge,
Wachsen würde solches Felsenfeuer,
Bis es Sonnengleich erhellt die Nächte,
Daß die Bleichgesichter uns im Schlafe
Uns die rothen Kinder finden können,
Darum ruft er sehnlich Tallihadjo
Ihm zur Schlacht zu schaaren alle Krieger!"

„Sage Homathlan, er soll die Gräber
Seiner Väter lassen, und die Zelte

Tragen nach den Seen des Odawafa,
Süße Früchte bietet dort der Wald ihm,
Hirsche weiden zahllos an den Ufern,
Hört er dort die Jagd der bleichen Männer,
Hört er auch den Kriegsruf Tallihadjos."

Wieder sprach ein Creek-Indianer also:

„Kajuken, der Creeks machtvoller Häuptling,
Läßt dem Vater Tallihadjo sagen,
Daß die Weißen alles ihm genommen,
Daß er schmachte in weglosen Sümpfen
Wo er mit dem Büffel muß verschwinden.
Doch das Herz der Creeks ist stark und dürstet
Nach dem Blute aller Bleichgesichter —"

„Sage Kajuken, erst wenn wir Alle
In den Sümpfen Floridas verkommen,
Dann wird Wege weisen Tallihadjo
Zu der Väter ewig grünem Jagdgrund
Und sein Herz wird freudig mit ihm schlagen."

Also sprach der Häuptling Tallihadjo
Auf der Pantherhaut vor seinem Wigwam,
Und die Frauen brachten Fleisch und Früchte
Und als Trank der Aloe Saft, den herben.

Aber jetzt erhob das Wort Onasen,
Tallihadjos aufgeblühte Tochter.
Unbeweglich stand sie in dem Rauche,
Wie ein Götterbild mit Feueraugen.

„Tallihadjo mein geliebter Vater,
Kannst Du Deinem Volk die Hülfe weigern?
Sieh der Schlaf, er flieht von Deinen Augen
Und der Haß, er frißt an Deinem Herzen
Und die Rache brütet Dir im Hirne,
Ist das Maß der Frevel nicht gefüllt längst —
Sind noch nicht genug von Deinen Kindern
Hingemordet, nicht genug der Frauen
Schandenvoll geraubt? Wann wird's genug sein,
Daß es Tallihadjo rührt zu Thaten —
Oder ist Dein Arm erlahmt im Schlummer
Und Dein Geist ermüdet? Auf und rette,
Räche Deine Kinder an den Mördern,
Besser als zu betteln, ist's zu sterben,
Besser als zu sterben, ist's zu kämpfen,
Um den Weg nach Westen uns zu bahnen.
Einen Führer giebts allein zur Freiheit:
Die Verzweiflung ist es und der Schrecken!"

„Schweige Onasen, geliebte Tochter,
Großen Herzens, reinen Blutes bist Du.
Zwar Dein Auge wird den Herbstwind sehen,
Der das Laub bald von den Bäumen schüttelt,
Doch den Sturmwind nicht, der diese Wälder
Mit den Wurzeln kehren wird gen Himmel.
Obdach findet Mancher noch im Winde,
Doch vergehen wird er im Orkane —
Nur dem Bettler liegt nichts mehr am Leben.
Wer sich freuen kann noch des Besitzes,
Findet nicht den Weg zur letzten Freiheit.
Erst wenn Alles unser Volk verloren,
Wird es Alles sich zurückerobern.
Wie der große Geist die Blitze sammelt
Und die Wolken zieht im Sturm zusammen,
Also soll der Seminole sammeln
Zorn und Rache, bis sie schwer und reif sind.
Auch mein Herz durchzuckt der wilde Jammer
Um das Elend meiner rothen Brüder,
Doch für Einen lebt nicht Tallihadjo,
Lebt für Aller Freiheit, Aller Rache.
Laß den Kopf nie glauben, daß ich zittre,
Laß den Mund nie sagen, was Du hörtest,
Laß das Aug nie spiegeln, was Du sahest,
Sahst in meiner Seele — such Dein Lager,
Laß den Schlaf Dein Leid vom Herzen nehmen
Und den Kummer um des Volkes Schicksal —"

Also sprach der Häuptling Tallihadjo,
Ließ das Haupt stumm auf die Brust hinsinken
Und das Antlitz barg er in den Locken,
Die herab ihm von der Stirne fielen. —
Finster war die Nacht; im fernen Süden
Blitzte manchmal nur ein Wetterleuchten
Und verglühte wieder dann im Dunkel.

Karl Mayer.

Die Allee.

Dank Dir, reizende Allee
Alter Lindenbäume,
Die ich mir begrenzen seh'
Das Gebiet der Träume!

Da wird nicht umhergestreift
Unbestimmt im Blauen;
Nach der Linie wird durchschweift
Die Gestalt der Auen. —

Ach, Ihr guten Alten habt
Es gar wohl ersonnen,
Daß Ihr feste Richtung gabt
Jeder Art von Wonnen.

Da in mir sich heimisch zeigt
Alt und neue Sitte,
Bin ich auf dem Gang geneigt
Durch Alleen-Mitte.

Sage freundlich heute Dank
Für geweiste Wege;
Morgen fährt des Sines Wank
Mich die wildsten Stege.

Unter blühenden Kirschbäumen.

Da lieg' ich; Wirth, setz' mir ein Glas
Von Deinem neusten Wein in's Gras,
Das hier, erglänzend, wie Smaragd,
Von Baumgezweig wird überragt!

Der Wein soll halb noch gährend sein,
Als schenkte mir der Mai ihn ein!
Ist denn die Luft schon abgeklärt,
Die hier mir durch die Seele fährt?

Vieltausendfaches Kirschenreiß
Strotzt um mich her, von Blüten weiß.
Ich schwelge. Fern der Kukuk schreit
Das Ohr mir voll von schönster Zeit.

Ich weiß mich kaum zu lassen mehr.
O setze, Wirth, das Glas mir her!
Der Frühling überwältigt mich:
Bring' Wein, daß ich ihm halte Stich!

An den Mai.

Ach Mai in Deinem grünen Kleid,
Wie giebst Du mir ein lieb Geleit
Zurück in die Vergangenheit!
Da war ich noch ein froher Mann,
Und Du bist dazu angethan,
Daß man von Dir es lernen kann,
Wie man von Trübsal unverwirrt,
Von neuem froh und glücklich wird.

Einkehr.

O sieh, wie hebt sich reizend ab
Vom Himmel, bläulich schwarz durchfeuchtet,
Der grüne Berg, von Sonn' erleuchtet!
Halt ein mit Deinem Wanderstab!
Als wie bei goldnem Glase Wein
Kehr' hier bei diesem Lichtblick ein!

An einen Flug Raben.

Daß, Raben, ihr nicht dienstbar seid
Dem Menschenvolk, ist mir nicht leid.
Ich such' in Wald und Wiesen nur
Noch ursprungsfröhliche Natur,
Und find' in euch Bestätigung:
Die Welt ist gern noch immer jung,
Will gern noch alte Freiheit haben,
Und wär's auch nur in euch, ihr Raben!

Frühlingsstimmung.

Holde Luftdurchschneiderin,
Halt nur, Schwalbe, so lang inn,
Bis ich Deinen Wunderflug
In mein Seelenleben trug!

Aber Du entschwandst im Nu!
Dort der Bäume Pflanzenruh'
Hält in ruhigerem Schwung
Meines Geists Bewunderung.

Feiern kann sie einmal nicht,
Und mein Herz im Frühling spricht:
Mehr, ja mehr, als tausendfach
Hält mich die Bewund'rung wach.

Landschaftstöne.

Wo Lichter dort die Wiese säumen
Hinschweifend unter schatt'gen Bäumen
Bin ich von Schönheit so berührt,
Wie Wohllaut sonst das Herz mir rührt.

Nicht nur Gesang hat Melodie,
Die Landschaft auch gewährt mir sie;
In ihre Töne hier versunken,
Empfind' ich mich, wie klangestrunken.

Einsamkeit?

Einsam wär' ich? Blaue Motte,
Du gesandt vom Waldesgotte,
Schwebst mir vor in leichtem Tanz!
Ach, wer wäre einsam ganz,
Wo ihm Gott ein Wesen sendet,
Dran er Schöpfungspracht verschwendet?

Der verjagte Falter.

Ein Schmetterling auf süßer Blume
Giebt sich mit ihr zum Eigenthume
Dem Hin- und Herbeweger Wind
Und schaukelt hin und wieder lind

Doch sieh! hat er nicht weichen müssen
Vor einem andern Freund der Süßen?
Das Bienchen kam; ach, wie geschwind
Entfloh er, schneller als der Wind!

Abendlust.

Alle trinkt ihr Abendsonne,
Blumen hier am Wege,
Und mir scheint, daß meine Wonne
Sich in euch auch rege.

Kann mich auch davon nicht trennen:
Unsre Lust ist Eine!
Könnt ihr auch die Lust nicht nennen,
Fühlt ihr doch nicht keine.

Abendsang.

Wenn die Sonn' am Wald erstirbt
Und die Abendgrille zirpt,
Ist mein Thun:
Auszuruhn.

Zirp' ich dann wohl auch ein Lied,
Ist's nur kurz, zum Unterschied.
Denn der Grille
Klarer Wille
Geht auf langen, langen Sang.
Solcher macht mir Angst und Bang.

Hüll' und Fülle.

Du trittst in Hüll' und Fülle,
Natur, vor meinen Sinn.
Doch reicht für Deine Hülle
Des Sinnes Kraft nur hin.

Die Fülle zu durchdringen,
Gelingt dem Blicke nie.
Es hieße Gott erschwingen,
Gebät' er über sie.

Leichter und schwerer Tod.

Der Arme kann mich kaum betrüben,
Wenn er dem Grab verfällt.
Ihn wollte in Geduld nur üben
Sein Gang durch diese Welt.

Wie schlugen leicht des Reichen Adern
Im Schloß und auf der Fahrt!
Um's Leben braucht' er nie zu hadern;
Doch stirbt er — ach, wie hart!

Hermann Friedrich.

Liederlust.

Seht ihr nicht das Weinhaus winken?
Burschen, halt! Hier kehr' ich ein.
Lust'ges Singen, lust'ges Trinken,
Klares Lied und klarer Wein.
Ja, hier lassen wir uns nieder,
Trinken, singen, ihr und ich,
Schöne Lieder, lust'ge Lieder; —
Ach, wir sind recht liederlich.

Ja, hier laßt uns Hütten bauen!
Denn hier quillt ein guter Wein
Und ein holdes Kind mit blauen
Augensternen schenkt uns ein.
Ja, das kann uns wohl behagen,
Denn was kümmert's euch und mich,
Ob die Leute spöttisch sagen:
Ach, die sind recht liederlich.

Welch ein schöner Tag ist heute!
Trinket aus und stimmet ein:
Wir sind lauter schöne Leute;
Grüß' uns Gott beim Glase Wein!
Ach, da malt der Wirth schon wieder
Auf das Brett den Kreidestrich!
Stimmet an das Lied der Lieder:
Ach, wir sind recht liederlich.

Ja, wir sind ein liederreiches,
Liedersel'ges junges Blut,
Unser Lied — und giebt's ein gleiches? —
Klingt erst recht beim Weine gut.
Singen wir das Lied der Rose:
Mürr'sche Welt, was kümmert's dich?
Dir zum Trotz, Du liederlose,
Sind und bleiben wir liederlich.

Gustav Pfarrius.

Der Tunnel.

An Sümpfen und Morästen,
Am Landmann hinterm Pflug,
An Hütten und an Palästen
Vorüber ging der Zug;

Dort barg auf weite Strecke
Das Feld ein Nebelflor,
Hier sprang aus grünem Verstecke
Ein mächt'ger Fels hervor,

Und von dem Haupt des Riesen
Sah stolz dann eine Burg,
Und Bäume tanzten auf Wiesen
Und Bäche schimmerten durch.

Ich saß für mich, geschaukelt
Auf weichem Pfühl, allein,
Die Bilder, die mich umgaukelt,
Sie nahmen ganz mich ein.

Bald schienen sie alle zu fliegen —
So ist der Sinne Trug —
Bald ruhig und still zu liegen,
Und ich befand mich im Flug.

Da war mit einem Male
Erloschen des Tages Glanz,
Die Bahn im engen Thale
Umschloß ein Felsenkranz,

Es rollte der Zug bedächtig
Vorüber an Stein und Stein,
In einen Tunnel nächtig
Gings wie ins Grab hinein.

Ein tiefes, dumpfes Rauschen
Zuletzt das Ohr noch traf;
Ich wollte nicht mehr drauf lauschen,
Ich neigte das Haupt zum Schlaf.

Fahrt hin, ihr Lebenssterne,
Wart flüchtiger Schimmer bloß,
Zur Ruhe sink' ich gerne
Der Erde in den Schoos!

Und bald im Schlafesdrange
Mein Denken sich verlor —
Da fuhr, von hellem Klange
Geweckt, ich plötzlich empor,

Ein Lichthauch, süß unnennbar
Ins Dunkel wehte herein,
Der Wölbung Wände erkennbar
Umschloß ein magischer Schein;

Aufsprang ich von meinem Sitze
Und sah — schon war erhellt
Weit Alles wie vom Blitze —
In eine neue Welt;

Die war von schönerer Sonne
Durchfunkelt und umglüht.
Wie Auferstehungswonne
Durchdrang es mein Gemüth. —

An Lilienbeeten und Rosen
Jetzt still das Dampfroß stand,
Da sah ich sie scherzen und kosen
Und winken mit der Hand

Die Theuren, von denen geschieden
Ich manche Thräne geweint,
Bald saßen in seligem Frieden
Wir Herz an Herz vereint,

Gewichen war mein Kummer,
Mein Sehnen war gestillt. —
Ich hatte vom Grabesschlummer
Ein unvergeßlich Bild.

J. C. Fischer.

Minnesänger.

Gründonnerstag im Abendschein
Da spielten wir am Kirchenrain,
Wie war's im Dorfe still!
Wir spürten aus des Rasens Duft
Des Festes Geist und aus der Luft,
Das morgen kommen will.
Die gold'ne Abendröthe klang,
Es war wie lockender Gesang
Und rief: Marie! Marie!

Das erste Veilchen fand ich Dir;
O Kind, wie lächeltest Du mir
Aus Deiner Engelsruh!
Geöffnet stand die Kirchenthür,
Die heil'ge Jungfrau sah herfür,
Sie war so schön wie Du,
Und in dem Chor und in den Höh'n
Zerfloß ein himmlisches Getön
Und rief: Marie! Marie!

Und als der Stern im Abend stand,
Da gaben wir uns noch die Hand,
Das mochte selig sein!
Wie ich dann wachend schlafen lag!
Wie Morgenfrühe lang vor Tag
Drang mir's zur Kammer ein;
Und Morgenhelle und Gesang
War all die süßen Ostern lang
Ob Dir, Marie! Marie!

Die stillen Ostern sind vorbei,
Gekommen ist der Freudenmai,
Wo ist mein Kind? mein Kind?
Ihr lauten Vögel sagt es mir,
Die heil'ge Jungfrau fragt nach ihr,
Sag mir's, du Maienwind;
Hältst Du ein schwüles Rosenfest,
Das bis zum Abend sie nicht läßt?
O komm, Marie! Marie!

Gründonnerstag im Abendschein
Geh ich am Kirchenrain allein,
Die Kirchenthür ist zu.
Ein Engel weht durch's Dämmerlicht
Und findet nicht ihr Angesicht;
Du guter Engel Du,
Geh bald hinauf in's Abendroth
Und klag' dem Himmel all die Noth:
Wo ist Marie? Marie?

Alexander Kaufmann.

Die Träumer.

Der Kaiser Karl hat auf der Jagd
Sich einst verirrt bei sinkender Nacht,
Und als er zog durch des Spessarts Graus,
Geräth er in ein Räuberhaus.
Da grüßten ihn die Räuber fein:
„Ihr könnt beim Spiel der Vierte sein!"

„Wir spielen Träumens." — „Ungesäumt!
Sagt an, Ihr Herren, was Euch geträumt?"

Der Erste sprach: „Mir träumt, ich nähm
Eu'r grünes Hütchen — es sitzt bequem!"
Der Zweite drauf: „Mir träumt fürwahr,
Ich trüg' Euer ledernes Hosenpaar."

Der Dritte: „Mir hat geträumt zur Stund,
Ich setzt' Euer Hörnlein an den Mund."

Da stößt der Karl dreimal mit Macht
In's gold'ne Horn, daß die Hütte kracht,
Daß der Wald erbrauset lang und bang
Von des Kaiserhorns gewaltigem Klang;
Und wie sein Troß durch die Laden bricht,
Ruft Karl: „Nun hört mein Traumgesicht!"

„Mir träumt', ich säh' als schaukelnde Last
Drei Räuber hängen am nächsten Ast."

Maiweinlied.

Es zürnen die Alten:
„Wir trinken den Wein,
Wie Gott ihn geschaffen,
So lauter und rein.
Was soll uns die Rose,
Was blühender Schaum?
Klar liegt uns das Leben —
Fort, schimmernder Traum!"

Es jauchzet die Jugend:
„Frisch, Mädchen, herbei
Und gießt in die Gläser
Den lieblichsten Mai!
Waldmeister, den duft'gen,
Vergesset uns nicht —
So wird gleich dem Leben
Der Wein zum Gedicht!"

Kleinigkeiten aus dem Süden.

1. In antikem Sinne.

Wieder kommt die gold'ne Sonne, weiset
Rasch vortretend Jedem seine Pflicht an.
Weckt die Hausfrau, Herdesfeu'r zu zünden,
Führt den Ackrer zur getreuen Pflugschaar,
Zum Gespann den leicht erregten Kaufmann,
Daß sich Felder, Wohnungen und Straßen
Füllen bald mit farbigstem Gewimmel.
Auch im Hafen weckt sie neues Leben.
Schiff an Schiff, sie kommen, gehen — Alles
Hört dem Wort der hohen, vielgeschäft'gen.
Lebenspenderin und Weltenhausfrau.
Aber wen die Sorge quält und Mißmuth,
Unbefriedigtes Gefühl der Liebe,
Sehnen nach der fernen Liebsten — schlaflos
Härmt er sich die lange, bange Nacht durch,
Um bei Tag voll Ungeschick und traumschwer
Fortzuleben ein verlornes Leben,
Menschenwort und Götterruf mißachtend.

2. Spanisch.

In Sevilla steht ein Kloster,
Wo Sanct Simon der Patron.
Drinnen gern Sevilla's Frauen
Sich verdienen Gotteslohn.

Dorthin ging auch meine Schöne,
Die man rings als Schönste preist;
Röcklein trägt sie über Röcklein,
Und der Taffetmantel gleißt.

Spielt ihr auch ein wenig Anmuth
Um das Mündlein süß und zart;
Mit dem Weiß auf ihren Wangen
Hat sich leichtes Roth gepaart;

Ihre Aeugelein, die blauen,
Glänzen wie zwei Edelstein' —
Gleich als stieg' empor die Sonne
Trat zur Kirche sie hinein.

Wollt der Abt die Messe lesen —
Nein; der Abt verstummt im Chor;
Dienen wollten ihm die Knaben,
Brachten kaum ein Wort hervor:
Sollten Amen, Amen! singen,
Sangen all: Amor, Amor!

3. An die heilige Jungfrau.

(Nach italienischem Motiv.)

Sei gegrüßt, Du Himmelslilie,
Sei gegrüßt, Du Himmelsrose!
Wider Böse dornenvolle,
Für die Guten dornenlose!

Sei gegrüßt, Du Himmelsrose —
Ach, in diesem Thal der Klage
Steh' mir bei, Du Gnadenreiche,
Daß ich Armer nicht verzage!

Laß, wenn einst der Todesengel
In das Jenseits mich geleitet,
Dort den Rosenduft mich athmen,
Der von Dir sich süß verbreitet!

Die Erfindung des Fastens.

(Nach wallachischem Motiv.)

Zur Geliebten hatt' ein junges, schönes
Fischermädchen einst der heil'ge Petrus,
Das gleich ihm erfahren in dem Fischfang,
Täglich Hecht und Barbe reichlich einfing.
Eines Tags, als beff'rer Fang denn jemals
Ihr gelungen, ging mit stolzer Beute
Sie zu Markt, doch weil die Fleischer eben
Frisch geschlachtet, saß sie bis zum Abend
Ohne nur ein Fischlein zu verkaufen.

Traurig klagt spät Abends sie dem Liebsten,
Wie's ergangen, und der schlaue Peter,
Dem zu jeder Zeit ein Rath bereit stand,
Ordinirt alsbald ein strenges Fasten
Auf so lang, bis die gesammte Beute
Der geliebten Fischerin verkauft war.

Dorther stammt des Fastens Brauch und Uebung
Und erhielt sich bis zur heut'gen Stunde.

Amara George.

Auf der Fluth.

Aus einer Novelle.

Leise, leise zieht der Kahn
Durch die Silberwogen;
Leise, leise, seine Bahn
Kommt mein Lied gezogen.

In der lichten Wasserfluth
Spiegeln sich die Sterne;
In Dein Auge blau und gut
Schauet' ich so gerne.

Doch Du schweigest, doch Du neigst
Tiefer nur das Köpfchen;
An der dunkeln Wimper zeigt
Sich ein Perlentröpfchen.

Sucht Dein Aug des Himmels Blau
Auf dem Wasserspiegel?
Oder löst der Thräne Thau
Deines Herzens Siegel?

Ach, daß eine Welle mir,
Eine Zähre sagte,
Ob für mich im Herzen Dir
Je die Liebe tagte?

Doch Du schweigest, doch Du neigst
Tiefer nur das Köpfchen —
Meiner Hoffnung Stern entweicht
Mit dem Thränentröpfchen.

O. F. Gruppe.

Das jüngste Gericht.

Tiefblau der lautre Himmel, tiefblau das schöne Meer,
Die schäum'gen Wogen rollen in langem Wall daher,
Und bläht die weißen Segel der Fahrwind voll und straff:
Glück zu denn gen Aleppo, Glück zu ins Norder Haff!

Von Cypern her mit Weinen, Korn vom Aegypterland,
Von Smyrna süße Feigen, gen Rhodus mit Gewand —
Dort aber nimmt ein Segel den Curs zum heil'gen Rom,
Denn andre Gabe bringet es nach Sanct Petri Dom.

Das friedlichste der Schiffe bedroht? Ich sehe Streit!
Sie entern, sie bezwingen und Hülfe wohl ist weit!
Die Saracenen sind es, der blutige Corsar:
Die Niederländ'sche Flagge erliegt der wilden Schaar.

Des Schiffes Herr erschlagen, todtwund der Steuermann,
Aus vielen Wunden blutend, wer noch sich regen kann!
Gefesselt! Ihrer wartet, weh, wehe, Sklaverei!
Der Sieger, stolz und herrisch, durchschreitet ihre Reih.

Er ruft: Bergt mir die Schätze! sie wechseln ihren Herrn.
Ich nehm aus dieser Schaale den vollen süßen Kern:
Der Kisten Zahl umschließet des Goldeswerthen viel:
Die leere Schaale geb' ich den Wogen hin zum Spiel!

Das ist das wahre Kleinod, die Hülle schon verräth's.
Schlagt auf! Gold oder Demant? was aber das? da steht's,
Ein Bild auf dreien Tafeln, in Farben, reich zu schau'n!
Die Heiden sehn's und staunen, ein Wunder schien es traun.

Dann riefen sie: Vernichte! Denn Höllenwerk ist das,
Ist Lästrung Allahs! Gieb es der Flammengluth zum Fraß!
Der Häuptling aber, sinnend auf Gold nur und Gewinn,
Schlau vor die Tafel führet er die Gebundnen hin.

Sie fielen auf die Kniee, sie beteten da leis —
Er sah's von fern und lauschte — sie beteten da heiß:
Errette Herr, erhöre! Herr auf der Himmel Thron,
Du ew'ger Richter, rette, Du heil'ger Gottessohn!

Er sah's von fern, er dachte: ein Zauber lebt darin,
Der helfe mir und bringe früh oder spät Gewinn!
Und wenn gen Rom ich führe den Abgott da, man giebt
Mir blinkende Zechinen, so viel mir nur beliebt.

So sprach er zu sich selber, und rief die Seinen dann:
Verschließt behutsam wieder! Doch nicht gehorcht ein Mann.
Die hatten jetzt in Fässern gefunden Wein und Meth,
Und auf der Fahrt erlaubet ihn Koran und Prophet.

Er ruft, er donnert wilder, dann wieder; siehe da,
Ein Kaufmannsschiff, erkennbar dem Auge wird es nah;
Es weht die Hanseflagge — Schwert, Haken nun bereit!
An's Steuer! Und er treibt sie von dem Gelag zum Streit.

Der Tag ist gut, ihn kröne sogleich der zweite Fang!
Ich kenne dieses Wappen, es geht die Welt entlang!
Und ist nicht Gold und Silber an dieses Schiffleins Bord,
Ich finde duft'gen Bernstein! die fass' ich auf mein Wort!

Das Ruderschiff, der Segler, welch wilde Wettefahrt!
Weh Euch, ihr Fremden, kennet ihr auch Corsarenart?
Sie entern schon, sie morden! — Nein, hier ist Widerstand,
Denn das sind starke Männer vom rauhen Ostseestrand.

Matt fällt der Heidensäbel, scharf haut das deutsche Schwert,
Der Koch, der Küchenjunge, mit Spieß und Beil bewehrt,
Der Bootsmann mit dem Haken, sie waren rasch zur That,
Sie schlagen drein gewaltig, und die Vergeltung naht.

Seht, die Corsarenbeute nun ist in ihrer Hand,
Da fanden sie Geraubtes weither aus allem Land,
Da fanden sie mit Staunen das hehre heil'ge Bild —
Ich wähne, dessen Zauber hat wohl sich bald erfüllt!

Sie löseten die Brüder, die sagten's ihnen Dank:
Wir fahren nun zur Heimath, an schweren Wunden krank.
Das Bild? Nun, das ist Euer! Es war bestimmt gen Rom,
Gott wollte, daß es ginge in Eurer Heimath Dom!

So sind wir reich gelohnet! Nun auf zum balt'schen Meer!
Reich sind des Orients Schätze, doch dieser Schatz ist mehr!
Es müssen sich die Wellen nun ebnen unsrer Fahrt,
Denn Heil ist mit dem Schiffe, daß solch ein Kleinod wahrt.

Sie ließen an den Masten die Segel voller blähn,
Die Hanseflagge stolzer im frischen Winde wehn,
Sie steuerten gen Danzig, dort in die schöne Bucht,
Mit ihrem heil'gen Wunder und mit des Südens Frucht.

Noch heut zu Sanct Marien da siehest Du das Bild:
Im Weltgericht dort thronet der Heiland hehr und mild,
Hoch ob der Regenbogen, der Engel Michael
Darunter mit der Wage, in Rüstung goldeshell,

Hier siehst Du die Verdammten, von Sündenschuld beschwert,
Und dort, die selig werden, das Antlitz licht verklärt,
Du siehst des Himmels Pforten — geh hin und schau es an,
Ein Werk, das selbst der Dichter nicht werth beschreiben kann.

Friedrich Forster.

Ausonius.

Vor dem Schreibtisch, marmorn, übergoldet,
Auf des Sessels weichem schwellendem Polster,
Seine Verse zählend, saß Ausonius,
Voll von inn'rer Unruh, denn nicht wollte
Ihm wie sonst die Arbeit von der Stelle.
Nun sein Loos, das ihm zum Dichter machte,
Däuchte ihm das schwerste, das der Götter
Ungunst hätte für ihn wählen können.
Und verdrießlich sah er vor sich nieder,
Ließ die Feder kritzeln, was sie mochte,
Faungesichter, trunkene Silenen,
Dann zurück warf er sich in den Sessel,
Rieb die Stirne, — doch ihm irrten unstät
Die Gedanken, ach, und all sein Mühen
Blieb umsonst die fliehenden zu greifen.
Auf schlug er das Auge. Auf dem Schreibtisch
Stand ein Amor, und ihm war als hätte
Eben erst der Gott geschnellt den goldnen
Pfeil von seinem Bogen, und er hörte
Schadenfroh ihn kichern. Nimmer soll er
Mir das Herz verwunden, sprach der Dichter
Zu sich selbst, das schon ein Mannesleben
Ihm getrotzt, — und wieder senkte träumend
Er das Haupt und suchte den verlornen
Faden des Gedichtes in den reichen
Blatt- und Blumenranken seines Teppichs.
Da gewahrt' auf einmal er zwei nackte
Allerliebste Füßchen über diese
Rosenranken huschen, an den Füßchen
Allerliebste kleine ros'ge Zehen.
Wie empor er blickte, voll von Staunen
Sah er seine Sklavin, die des Kaisers
Huld ihm zugewiesen für den Haushalt
Aus der Beute seines letzten Feldzugs.
Eine Schwäbin war's und Bissel wurde
Sie daheim gerufen, doch Ausonius
Wandelte in Bissula den Namen.
Stets in sich versenkt und mit Spondeen
Stets das Haupt gefüllt und mit Molossen,
Schwerfortschreitenden Versfüßen, hatte
Nimmer noch auf seiner jungen Sclavin
Zierlich kleine Füßchen er geachtet,
Noch sie selbst gesehn, die großen Augen,
Voll von Himmelsbläue, und die Flechten
Gelben Haars die ihr im Nacken hingen.
Leise war in's Zimmer sie getreten,
Unbemerkt mit einem Pfauenwedel
An den Wänden rings die Götterbilder
Abzustäuben. Schon in seine Nähe
Kam sie und von solchen Schauern fühlte
Er mit einemmal sich überrieseln,
Wie er nimmer sie empfunden, war ihm
Kunstreich einer Strophe Bau gelungen,
Hatte ihm des Kaisers Gunst gelächelt.
Auf die ros'gen Zehen hob sich Bissel,
Zu der Juno Häupten zu gelangen
Oder zu Apollos goldnen Locken.
Nieder zog sie dann ihr kurzes Röckchen,

Das verrätherisch sich emporgeschoben,
Glättete die Decken auf den Polstern,
Rückte hier und dort zurecht die Schemel,
Und da heiß herein die Sonne brannte,
Wehte mit den bunten Pfauenfedern
Selbst sie Kühlung den erglühten Wangen.
Was sie that, es war voll holder Anmuth
Jener angebornen, die nicht mühsam
Sich erlernt nach hochästhetischen Regeln,
Die nichts weiß von sich, — im Schlaf beschieden
Ihren Lieblingen von unsrer großen
Lehrerin Natur. — Nun an den Schreibtisch
Trat sie, beugte leise sich herüber,
Ach, da war's geschehen um den Dichter,
Und er fühlte tief den Pfeil im Herzen,
Damit endlich ihn der schadenfrohe
Gott getroffen, den er lange Jahre
Keck herausgefordert. — Immer sah ich
Sinnen Dich und schreiben, sprach das Mädchen,
Warum sitzest stets Du in der Stube
Eingepfercht, da draußen hell die Sonne
Dir entgegenlacht und milde Kühlung
Dir des Laubgangs dunkle Schatten bieten?
Komm, ich will Dir lesen, was ich schreibe,
Rief der Dichter und den Arm des Mädchens
Hielt er fest und suchte die Erschrockne
Auf den Schooß zu ziehen. Doch sie hatte
Schnell sich ihm entwunden: Willst Du lesen
Güt'ger Herr, Gehorsam will ich hören,
Hier, abseits, auf diesem niedern Schemel.
Und sie hockte vorgebeugten Hauptes
Auf dem Schemel, hielt das anmuthvolle
Kinn auf ihre Hand gestützt und schaute
Zu ihm auf mit ihren großen Augen,
Die ein Saum von langen goldnen Wimpern,
Einem goldnen Kranze gleich, umfaßte.
Aus den Heften vor ihm aufgeschichtet
Hastig eines griff heraus Ausonius
Und begann zu lesen. Ach, befangner
Las er vor der Sklavin, als dem Kaiser.
Gleich als säß' das Herz ihm in der Kehle,
Zitterte bei jedem Schlag des Herzens
Seine Stimme. Und er las der Sklavin
Was er von der Liebe einst gedichtet,
Wie er sie gedacht, — der Theorie nach
Und dem Hörensagen, da er selber
Liebe nicht empfunden. Auf dem Schemel
Ruhig saß das Mädchen bis zum Ende,
Ungerührt von allen seinen Versen,
Dann erhob sie sich. Nicht weiß ich, sprach sie,
Wie ich's deuten soll, — das geht so schweren
Schritts einher und vieler Kunst gebraucht es,
Anders ist's im Süden als im Norden,
Und nicht kunstvoll wissen wir zu singen
Wo der Neckar fluthet, — wie es eben
Sich im Herzen regt, spricht ungekünstelt
Es die Lippe nach, — und ob sie dachte,
Daß daheim sie säß' am grünen Neckar,
Oder was ihr sonst durchfuhr die Seele,
Sie begann in sich hinein zu singen,
Leise erst und dann sich selbst vergessend
Voll und klar ein schwäbisch Liebesliedchen,
Dann noch eins und wieder eins. Wie leichte
Lust'ge Vöglein in der Linde Zweigen
Flatterten die Lieder, ernst und neckisch,
Voll von Uebermuth und voll von Sehnsucht,
Sich versteckend in der grünen Laube,
Dann hervor das kleine Köpfchen reckend,
Mit den Aeuglein suchend, sich entfliehend
Und voll sel'gen Jubels wiederfindend.
War ihm stets barbarisch nur erklungen
Deutscher Laut, wie strömte ihm entgegen
Reinsten Wohllaut's Fülle! und nicht konnte
Er sich länger halten. Ihr zu Füßen
Warf Ausonius sich: O komm, o komme,
Sei Geliebte mir, mein göttlich Mädchen,
Und der cyprischen Göttin eine Taube
Laß uns opfern! — Wieder auf dem Schreibtisch
Kicherte der Gott, der schadenfrohe, —
Heimchenohren hätten's hören können, —
Daß so tief sein goldner Pfeil getroffen.
Lächelnd wehrte Bissula dem Dichter:
Liebes Väterchen will ich Dich nennen,
Freund, Beschützer! Wie doch könnt' ich: Liebster
Zu Dir sagen? Gerne mit des Liebsten
Locken spielt die Liebe, und statt eines
Braunen Lockenkranzes, trägt nur einen
Grünen Kranz Dein Haupt von Lorbeerblättern.
Aber trunken von der Liebe Wahnsinn
Wollte er gewaltsam sie umfassen,
Doch das Mädchen, das in lautes Schluchzen
Plötzlich ausbrach, wie ein hart verfolgtes
Flücht'ges Reh entsprang es durch die Thüre.
Und verdrießlich warf sein Heft Ausonius
In die Ecke: Wie ein Blinder schrieb ich
Von der Liebe, und zu meinem Schaden
Fühl' ich nun wie Liebe brennt und peinigt!
Und verdrießlich setzte er sich nieder,
Bis die Dämmrung seine Stube füllte,
Bis die Nacht den sterngeschmückten Schleier
Weithin legte über Haus und Garten,
Und verdrießlich stand er auf und suchte
Dann sein einsam Lager. Ruhig hatten
Stets ihn die Spondeen und Molossen
Schlafen lassen, — nicht wollt' in sein Auge
Schlaf jetzt kommen. Wie er auch sich wälzte
Auf die rechte oder linke Seite,
Seine Decken von sich trat und welches

Mittel unter all' den angepries'nen
Er versuchen mochte: keines brachte
Den ersehnten Schlummer. Zwingen wollt' er
Die Gedanken, aber kaum daß glücklich
Er sie weggeführt nach Gallien, Spanien,
Nach Aegypten, dem entleg'nen Indien:
Vor ihm wieder stand mit ihren großen
Augen und den langen goldnen Wimpern,
Mit dem kurzen Röckchen und den zierlich
Kleinen Füßchen, Bissula, und wieder
Tönten ihm in's Ohr die kleinen Lieder,
Neckisch, übermüthig, klagend, sehnend,
Die sie sang. Von seinem unruhvollen
Lager endlich sprang er auf und eilte
In die Nacht hinaus. Verschwiegen, stille
Lag sie rings, voll Heimlichkeit, voll Dämmers,
Den die Sterne milde niederstrahlten,
Vollgetränkt von Düften, die aus tausend
Blüthen strömten, — eine Nacht des Kosens,
Die der Liebe süß Geständniß leise
Auf die Lippen lockt. — Es schritt Ausonius
Durch den Baumgang, dann, erstarrend, blieb er
Plötzlich stehen. Bang verhaltnes Flüstern
Drang in's Ohr ihm. — War's nicht ihre Stimme?
Und die Stimme, die ihr milde zusprach,
Tröstend, flehend, — und der Mund der ihre
Lippen küßte? — ja, es war sein Sklave,
Gleich der Sklavin weggeraubt vom Neckar
Und gleich ihr Geschenk von Kaisers Hulden!
Alles Blut trieb da sein jäher Herzschlag
In die glühn'de Stirne, daß die Adern
Von der wilden, grausen Ueberfluthung
Springen wollten. Und er stand vor ihnen.
Aufgereckt und zu den Füßen lagen
Beide ihm. Nicht hatte er gesprochen,
Mühsam nur aus seiner zugeschnürten
Kehle hatte sich ein unverstandner
Laut herausgestoßen, — dieser eine
Laut hieß Blut und Tod! — Da milde leuchtend
Ging der Mond auf und es floß das volle
Licht auf sein entstelltes Antlitz, — milde
Floß es in sein Herz. Und stiller wurden
Seines Herzens Schläge und es ebbten
Seines aufgeregten Blutes Wellen
Mälig leis zurück. — Die Nacht war lautlos,
Dann und wann nur wie im Traume regte
Sich ein Baumblatt. Horch, geweckt vom Mondlicht
Ihm zu Häupten in des Baumes Zweigen,
Da begann die Nachtigall zu schlagen,
Und in seiner Dichterseele fühlte
Er es wiederklingen. — Vor ihm lagen
Lautlos Beide. — Und es flog vorüber
In die Dauer eines Augenblickes
Eingepreßt, sein Leben, wie der Liebe
Er getrotzt in seinen Maientagen
Und wie nun statt braunen Lockenkranzes
Nur ein Kranz von dürren Lorbeerblättern
Ihm die Schläfe deckte. Aus den Augen
Brach hervor ein Strom von heißen Thränen,
Und er beugte tief sich über Beide:
An mein Herz kommt! Seid mir einz'ge Kinder
Und gebt meinem Alter Lieb' um Liebe!

Siegfried Kapper.

Erzgebirgische Lieder.

1. Sonntagsstube.

Wie ist es hell in all dem Raum,
Daß schier das Aug' es blendet!
Und doch fällt durch das Fensterlein
Kein Strählchen mehr von Licht herein,
Wie sonst an andrem Tage
Die liebe Sonn' uns spendet.

Und wie behaglich und wie traut!
'S hat Alles Platz in Fülle,
Und ist so wohnlich hergericht!
Und doch ist weiter worden nicht
Wie sonst an andrem Tage
Des Stübchens enge Hülle!

Und still, und friedvoll, und vergnügt,
Ob ew'ge Ruh hier wehte!
Doch ist's derselbe Webestuhl,
Dies Brauserad, die Weif', die Spuhl,
Wie sonst an andrem Tage
Dies rasselnde Geräthe!

Die Uhr nur pickt in Einem fort
Mit nimmer müdem Schlage!
Nur sie weiß nichts von Rast und Ruh,
Und ruft der alten Mühsal zu:
„Komm, denn, und hoste wieder
Wie sonst an andrem Tage!

2. Die Spinnerin.

In Kummer und in Sorgen
Erwach' ich früh am Morgen,
In Sorgen und in Kummer
Such' ich den späten Schlummer.

In Thränen und in Klage
Vergeh'n mir meine Tage,
In Klage und in Thränen
Verwind' ich all mein Sehnen.

Ich spinne und ich spinne,
Ich sinne und ich sinne;
Doch was mir möchte frommen,
Das will, ach, nimmer kommen.

Was helfen mir die Schwalben,
Die Blüthen allenthalben?
Was hilft der frühe Schnee mir?
Sie lindern nicht mein Weh mir!

Das Rädchen wohl, das brauset,
Die Spindel wohl, die sauset,
Die Tage wohl, die eilen,
Die Leiden nur, — die weilen!

Hoffmann von Fallersleben.

Soll' nicht meine Hoffnung sinken?

Soll nicht meine Hoffnung sinken?
Alles, Alles liegt so fern.
Viele Sterne seh' ich blinken,
Doch nicht meiner Hoffnung Stern.

Alle Knospen sind getrieben,
Und zu Blüthen all' enthüllt;
Meine Hoffnung ist geblieben
Auch im Frühling unerfüllt.

Lichte Tage, werdet dunkel!
Himmel, werde sternenleer!
Und ich such' im Glanzgefunkel
Meiner Hoffnung Stern nicht mehr.

Ade, Helene!

So muß ich denn wiederum scheiden —
Das schönste, das laß' ich hier,
Ich lasse ja meine Liebe,
Mein Leben, mein Alles Dir.
Drum ade, ade, Helene!
Du Herzallerliebste mein!

Die Liebe sie ist geborgen
Bei Dir in des Herzens Schrein;
Es kann sie Dir Niemand rauben,
Du hast den Schlüssel allein.
Drum ade, ade, Helene!
Du Herzallerliebste mein!

So oft Du Dein Herz aufschließest,
So siehest Du drinnen blüh'n
Die Liebe, ja meine Liebe
Wie Rosen und Immergrün.
Drum ade, ade, Helene!
Du Herzallerliebste mein!

Trinklied.

Wein, Wein, Wein,
Bringt uns Wein!
Laßt uns fröhlich sein!
Wein wäscht die Herzen rein,
Rein von Qual und Pein,
Wein spült die Sorgen ab,
Scheucht die Furcht vor'm Grab,
Tödtet Haß und Neid,
Tödtet Geiz und Zank und Streit.

Wein, Wein, Wein,
Bringt uns Wein!
Laßt uns fröhlich sein!
O Adam, armer Wicht,
Warum trankst Du nicht?
Ach, in dem Paradies,
Das Dir Gott verhieß,
Könntest Du noch sein,
Heute noch bei edlem Wein!

Wein, Wein, Wein,
Bringt uns Wein!
Laßt uns fröhlich sein!
Wein gibt uns frisches Blut,
Neuen Lebensmuth,
Wein zeugt Begeisterung,
Macht uns froh und jung,
Daß das Herz vergißt,
Daß es noch auf Erden ist.

Rasch bekehrt.

Niemals möcht ich Blumen tragen,
Niemals trinken kühlen Wein,
Niemals einen Knaben küssen,
Niemals, niemals einen frei'n!

Und das hört ein frischer Knabe,
Windet eilig einen Kranz,
Schleicht zum Mädchen und bekränzt sie:
Komm mit mir zum Kirmeßtanz!

Und sie fragt sich: soll ich bleiben?
Und sie fragt sich: soll ich geh'n?
Schweigend folgt sie ihm am Arme,
Weiß nicht wie ihr ist gescheh'n.

Schöner bist Du, trägst Du Blumen,
Stolzer wirst Du, trinkst Du Wein;
Wohler wäre Dir auf Erden,
Wolltest Du die Meine sein!"

Nach dem ersten Tanze trinkt sie
Kühlen Wein recht wohlgemuth;
Nach dem zweiten sagt sie leise:
Frag mich nicht! ich bin Dir gut.

Immer will ich Blumen tragen,
Immer trinken kühlen Wein,
Immer will ich lieb Dich haben,
Immerfort die Deine sein!

Schrubb-Liedchen.

Wie so lieblich durch die Fensterscheiben
Spielt der goldne Morgensonnenschein!
Heute muß ich in dem Zimmer bleiben,
Heute kann's mir nirgend wohler sein!
„Mann, Du mußt hinaus, hinaus!
's wird geschrubbt das ganze Haus."
Schrubb, schrubb, schrubb! :|:

Fern vom bunten lauten Weltgewühle
Ist es hier so still, so heimlich mir!
Wie ich mich doch so gemüthlich fühle,
So behaglich in dem Hausrevier!
„Mann, Du mußt hinaus, hinaus!
's wird geschrubbt das ganze Haus."
Schrubb, schrubb, schrubb! :|:

Ach! es ist ein Traum ja nur gewesen —
Hier ist länger meines Bleibens nicht.
Eimer kommen schon, und Bürsten, Besen, —
Sei's denn! Folgsamkeit ist Mannes Pflicht.
Ja, ich muß hinaus, hinaus:
's wird geschrubbt das ganze Haus!
Schrubb, schrubb, schrubb! :|:

H. Steinthuer.

Kirchhofsrosen.

Wenn ich oft Gestalten sehe,
Die den Keim des Todes tragen,
Möcht ich immer grübelnd fragen:
Warum all' dies bleiche Wehe?

Und warum dies lange Sterben,
Dieses Bangen, dieses Schweben,
Dieses Ringen um das Leben
Mit dem Tod, dem bittern, herben?

Immer muß im Geist auf's Neue
Ich dies Ringen voller Grauen,
Auf des Lebens Kampfplatz schauen —
Und der Tod ist hier der Leue.

Um die Opfer möcht' ich weinen
Seh' ich in den todesbleichen
Zügen jene Schreckenszeichen:
Vor der Vehm mußt Du erscheinen!

Bald, ja bald mußt Du erliegen,
Denn der Krankheit Vampyr leise,
Unersättlich, tropfenweise
Saugt Dein Blut mit gieren Zügen.

Nicht der Lenz hat diese Wangen
Angehaucht mit Liebeskosen;
Kirchhofsrosen, Kirchhofsrosen!
O wie bald seid ihr vergangen! —

Will der Tod die Seinen werben,
Sei's im Sturmschritt hast'ger Eile;
Nur nicht diese gift'gen Pfeile,
Dieses lange, bange Sterben!

A. T. Brück.

Friedrich Rückert.

Wie der Jongleur die glänzend-gold'nen Globen
In schönen Kreisen läßt sein Haupt umschweben,
Ein holdes Spiel voll Heiterkeit und Leben,
Das Alle, die es schauen, jubelnd loben;

Und wie der Rossebändiger, von oben
Herab, die Rosse, die sich wild erheben,
Zu lenken weiß, daß all' ihr Widerstreben
Durch leisen Druck der Zügel ist gehoben:

So weißt Du, Freimund, mit klangvollen Reimen,
Durchgeistet von Gedanken und Gefühlen,
Gleich gold'nen Globen meisterhaft zu spielen;

So weißt Du Deinen Pegasus zu zäumen,
Zu lenken nach den selbstbestimmten Zielen
In Erdenbahnen und in Himmelsräumen.

Die barmherzige Schwester.

Am Krankenbett in letzter Nacht
Hielt die barmherz'ge Schwester Wacht.
Ihr Betbuch hatte sie vergessen
Und nahm zum Schlafvertreib indessen
Aus ihrer Kranken Bücherschrein
Ein Buch — kein böses konnt' es sein;
Mocht' es dem Dichter sonst gelingen,
Die Heil'ge Schrift in Reim' zu bringen? —
Der Doctor früh am Morgen find't
Die Augen von dem lieben Kind
Verweint, geröthet und entzünd't.
Sie hatte noch den ersten Band
Von Friedrich Rückert in der Hand,
Darin der „Liebesfrühling" stand. —
Ach mög' ihr Aug' und Herz genesen!
Sie hat die Nacht zu viel gelesen.

Sehnsucht.

Nach den Bergen sehnst Du Dich, den fernen,
Nach dem Himmel, nach den gold'nen Sternen —
Ach, Du suchest erd- und himmelwärts
Ewig nur — ein Menschenherz.

K. Hofmann von Laubarn.

Deutsche Träume.

Ihr schwelgt in schönen Träumen
Der guten, alten Zeit,
Ihr laßt die Becher schäumen
Für deutsche Herrlichkeit,
Ihr denket jener Ehren,
Als Varus uns bekriegt,
Wie da Germaniens Bären
Die Aare Roms besiegt.

Ihr denkt an Reich und Kaiser,
Der Feinde Schreck und Damm,
An all' die edlen Reiser
Aus deutschem Heldenstamm:
Carolus, starke Eiche,
Wer hält bei Dir nicht Rast:
Wie fest hast Du die Speiche
Im Rad der Zeit erfaßt!

Du, Heinrich, Städtegründer,
Und Otto, stolzer Leu,
Wer ist nicht gern Verkünder
Der Thaten hoch und treu!
Und Konrad, Du, aus Franken,
Und Heinrich, würd'ger Sohn,
Gegrüßt ihr grünen Ranken
Am deutschen Kaiserthron!

Schaut, wie sie stolz und mächtig
In Wort und That erblühn
Die Staufen, groß und prächtig,
Die Helden stark und kühn!
Du, Rothbart, deutsche Lanze,
Du, Friedrich, hoher Geist,
Den nie im rechten Glanze
Das Lied des Dichters preist! —

Erloschen sind die Sterne,
Gebrochen ist die Macht,
Es strahlt aus weiter Ferne
Herüber Füll' und Pracht;
Bei dem, was sie erworben,
Der Sinn noch träumend weilt,
Die Ahnen sind gestorben,
Das Erbe ward getheilt.

Die Lande, welche einte
Der deutsche Kaiserthron,
Es nahmen uns die Feinde
Manch schönes Stück davon;
Es schweift der Blick hinüber,
Dort grüßet Erwins Dom,
Und klagend rauscht vorüber
Der Rhein, der heil'ge Strom.

Das sind die alten Lieder
Das ist die alte Art,
Sie klingen immer wieder
So stark und treu und zart;
Sie klingen, und die Herzen
Erfaßt ein grimmes Leid,
In tiefen, heil'gen Schmerzen
Verträumen sie die Zeit.

Doch rauscht der Zeitenflügel,
Noch glüht der heil'ge Brand,
Noch grünen rings die Hügel,
Mein deutsches Vaterland,
Noch brausen stolze Wogen
Durch manche goldne Mark,
Noch blaut der Himmelsbogen,
Das Volk ist groß und stark!

Frisch auf! ihr sollt ihn gründen,
Den Thron der neuen Zeit,
Des Geistes Fackel zünden
Zu frischer Herrlichkeit,
Der Künste Blüthe wahren
Und fügen Stern an Stern,
Und euch in Liebe schaaren
Um Einen Gott und Herrn! —

O schöner Zukunft Tage!
Die gold'nen Fahnen wehn,
Verstummt ist jede Klage
Um das, was einst geschehn;
Mit blanken Waffen wehren
Wir leicht der Feinde Hand:
Dann stehst Du hoch in Ehren,
Mein deutsches Vaterland!

Der Ring.

Geliebte, komm und laß Dir reichen
Den gold'nen Ring, der Treue Pfand;
Trag ihn, der Liebe theures Zeichen.
Als Zierde Deiner schönen Hand.

Es kam das Gold, das edle, klare,
Tief aus der Erde Schooß ans Licht,
So wie die Lieb', die ewig wahre,
Nur aus der Seele Tiefen bricht.

Und wie der Rost sich sucht vergebens
Des edlen Goldes lichte Bahn,
So faßt der Frost und Rost des Lebens
Auch nimmer ächte Liebe an.

Doch wehe! wer mit leichten Scherzen
Die Liebe knüpft an dieses Ding:
Die ächte Liebe kommt von Herzen
Und nicht von einem gold'nen Ring.

Mag er Dir Sinn und Deutung geben
Von dem, was mich geführt zu Dir.
Daß Du Dein Herz, Dein ganzes Leben
In Liebe gabst zu eigen mir.

Georg Fick.

Sonst und Jetzt.

Weißt noch, wie ich Dir schmeichelnd sagte:
Süß Lieb, wir werden glücklich sein?
Du spieltest schelmisch die Verzagte,
Ich wiegte Dich in Träume ein.

Mit Deinen Zweifeln schufst Du Qualen,
Aus meinen Qualen sogst Du Lust.
Und diese Lust — wie Sonnenstrahlen
Sog ich sie ein in meine Brust.

Die Zweifel sind nun längst verschwunden,
Und alle Qual ist nun vorbei,
Und doch wie gern von jenen Stunden
Ruf' ich die Schatten noch herbei.

Lebenslust.

Greife zu mit vollen Händen,
Erdgebornes Menschenkind,
Wenn die Götter Gutes senden,
Und bei heitrer Laune sind!

Nur nicht schlürfen, nur nicht nippen,
Geht der volle Becher rund!
Festgesaugt an süße Lippen,
Nicht erst lang gespitzt den Mund! —

Soll ich nach dem Gelde fragen,
Wenn mein Herz so reich und voll?
Freund, das Geld ist nicht geschlagen,
Daß man elend darben soll!

Laß die blanken Thaler rollen,
Die Dukaten obendrein,
Die beschnittnen und die vollen —
Alle Münzen, groß und klein! —

Herzen, die von Liebe glühen,
Lippen, die vom Küssen wund,
Wangen, die im Wein erblühen,
Sind der Götter liebster Fund.

Schmähst Du Wein und Lieb' und Lieder
Und die tolle Lustigkeit —
Komm nach hundert Jahren wieder,
Heute hab' ich keine Zeit.

Adolf Buhr.

Nächtlicher Rosenduft.

Verbirgt auch Dunkelheit
Im Gartenbeet die Blüthe,
Ihr Hauch der Innigkeit
Spricht tief mir zum Gemüthe.
Das ist der Zauberduft,
Den doppeltsüß die Rose
Ausathmet in die Luft,
Ruht sie der Nacht im Schooße.

So an der Stimme Laut,
Der mir das Herz erfüllte,
Erkannt' ich meine Braut,
Wenn Dunkel sie umhüllte.
Der Jugend Hochgefühl,
Das ich für todt gehalten,
Erhebt sich frisch vom Pfühl
In meines Herzens Falten.

Unbefriedigte Sehnsucht.

Hold schmückt der Abendröthe Glanz
Den Fichtenberg mit gold'nem Kranz.
Die Sehnsucht treibt mich aus dem Haus
Durchs Feld zum stillen Wald hinaus.

Hier schau' ich in den klaren See:
Ach! wie ist mir so wohl, so weh,
Als blickt' ich einer lieben Frau
In ihrer Augen tiefes Blau.

Hell blinkt im See der Abendstern
So nahe mir und doch so fern.
Sei stark mein Herz! Zieh' dich zurück
Und träume dir der Liebe Glück.

Wolfgang Müller von Königswinter.

Italische Blätter.

Neapel.

Gruß dir Neapel! Welcher Glanz der Lüfte,
Und welches Licht am hohen Himmelsbogen,
Und welches Blau in tiefen Meereswogen,
Und welche Fluthen der Orangendüfte!

Und welch Getümmel durch der Straßen Klüfte,
Die rollend stets von Wagen sind durchzogen,
Vom Roß durchbraust, vom Wandrer rasch durchflogen:
Das drängt sich Arm an Arm und Hüft' an Hüfte.

Das schwatzt und lärmet, lachet, pfeift und singet,
Sie hadern, markten, feilschen, handeln, kaufen,
Daß es mir wirbelt und im Ohre klinget.

Wie wind' ich mich durch diesen dichten Haufen,
Der mich in seinen Knäul unlösbar schlinget?
Laßt uns nur toll mit all den Tollen laufen!

Auf Camaldoli.

Großstolze Schau! Es liegen Meer und Lande
Im höchsten Schönheitsglanze hingebreitet,
Berg' und Gestad durch Buchten ausgeweitet,
Und Alles glänzt im weißen Sonnenbrande.

Capri und Ischia ragen fern am Rande
Des Horizonts, im blauen Golfe gleitet
Rings Schiff an Schiff die Segel hell gebreitet,
Neapel leuchtet weit vom schönen Strande.

Vollüpp'ge Lebensbilder ohne Schranken!
Doch siehst du den Vesuv tiefdunkel steigen
Gleich wie des Todes drohenden Gedanken.

Nie schaut' ich solch ein Bild so groß und eigen,
Wo Reiz und Ernst sich ineinander ranken.
Wie reich bist du Natur! Der Rest ist Schweigen.

An der Marina.

Welch kunterbunt und farbig Straßenleben,
Da ist nicht Zwang noch Hinderung zu spüren:
Sie hocken rings gesellig vor den Thüren,
All dem Geschäft des Augenblicks ergeben.

Die dunkeläug'gen Kinder spielen eben,
Geheim Gespräch siehst du die Mädchen führen,
Indeß die Mütter offne Feuer schüren,
Großmütter ihre Fäden spinnend weben.

Es klopft der Schuster dort an seinen Schuhen,
Der Schneider schnellet auf und ab die Nadel,
Der Krämer nestelt in den alten Truhen.

Wer schlafen will, der fürchtet keinen Tadel,
Du siehst ihn schnarchend an der Erde ruhen —
So treibt es hier der Lazzaroni-Adel.

Die Castelle.

Dumpf schaun in diese lichte Stadt der Feste
Vom Meer und von den Höhen stolze Mauern,
Sie machen Dir die frohe Seele schauern,
Vergangner blut'ger Zeiten Ueberreste.
Hier in der Fluth ragt Anjous dunkle Veste
So fensterlos und schroff siehst du sie kauern;
Sankt Elmo siehst du auf der Höhe lauern,
Vernichtung droht vom felsgethürmten Neste.
Mir scheinen wilde Schatten dort zu schweben,
Der Anjou Schatten, Schatten der Bourbonen.
Zorn war ihr Dasein, Blutgier war ihr Leben.
Kann Grimm und Haß denn in der Seele wohnen,
Wo Alles lacht? Stammt der Vernichtung Streben
Von Geistern, die im Flammenberge thronen?

Ada.

Am Rheine sah ich einst ein Kind erblühen
Gleich einer Rosenknospe licht und helle,
Es stand so fröhlich an des Lebens Schwelle,
Als sei das Leben ohne Last und Mühen.
Ich sah die Knospe dann als Blume sprühen:
Ein Wunder war's. Der Freude lichte Quelle
Ward sie für uns. Rasch geht der Zeiten Welle —
Ich sah ihr lieblich Haupt im Brautkranz glühen.
Dann zog sie fort zu diesen Prachtgestaden
Parthenope's. Hier hat sie noch genossen
Das vollste Leben auf den reichsten Pfaden.
Du schlimmer Süd, von Licht und Glanz umflossen,
O welche Schuld hast du auf dich geladen!
Du hast ein schönes deutsches Aug' geschlossen!

Wunder.

Wie anders ist's in diesen Berg' und Thalen,
Als drüben in den heimathlichen Gauen!
So dunkel sah ich nie die Wogen blauen,
So hell im Lichte nie die Felsen strahlen.
Die Pflanzen, die sie unter ew'gen Qualen
Daheim im schwülen Treibhaus ängstlich bauen,
Sie schmücken ungepflegt die üpp'gen Auen,
Goldfrüchte glühn im Laubwerk, schön zum Malen.
Und wie ich schreit' an lachenden Gestaden,
Da hör' ich auch das schwirrende Gesinge
Der unbekannten südlichen Cikaden.
Die mächt'gen Oleanderschmetterlinge,
Sie schwärmen im Hybiskus-Honigbade:
Allwärts gewahrt das Auge Wunderdinge.

Baja.

Es lagen hier der alten Römer Flotten,
Die weit und breit den Ocean befahren,
Die rings an allen Küsten Sieger waren,
Die selbst Carthago's höhnisch durften spotten.
Hier zechten der Matrosen wilde Rotten,
Erzählend von bestandenen Gefahren,
Hier pflegten Frucht die Speicher zu bewahren,
Sie bargen hier den Wein in kühlen Grotten.
Stadt, Tempel, Villen in des Laubwerks Kranze
Entragten rings den rebenreichen Hängen,
Gesang erscholl, es ruht die Welt im Glanze.
Jetzt ist es hier so öd' auf öden Gängen,
Das Meer so still, verkümmert Mensch und Pflanze:
Die todte Schau will mir den Athem engen.

Portici.

Mag sich verderbenschwanger auch erheben
Der Feuerberg und täglich Unheil drohen
Mit Stein- und Aschenregen, Flammenlohen,
Mag seinem Ungestüm der Fels erbeben,
Hier siehst du stets in munter frischem Leben
Hintreiben sich die unermüdlich Frohen,
Es klingen Geigen, Flöten und Hoboen,
Den Barkenführer siehst du singend schweben.
Wie sie auf Wagen keck das Land durchrennen,
O, wie sie wild im wirren Tanz sich wiegen
Beim Castagnettenton! Die Blicke brennen,
Die Busen wogen und die Haare fliegen.
Komm her, hier lernst du wahren Frohsinn kennen:
Es scheint den Tod das Leben zu besiegen!

Pompeji.

Von alten Büchern habt ihr wohl vernommen —
Drin alte Schrift die ältre Schrift versteckt,
Durch die, wenn sie geschickte Hand erweckt,
Verschollne Kunden an die Sonnen kommen.
So ist Pompeji, das von Zorn, entglommen
Der Feuerberg mit Aschen einst bedeckt.
Du armes Volk, wie wurdest du erschreckt,
Als dich dein tragisch Schicksal überkommen!
Jahrtausende war seine Spur verloren,
Manch Volk ist über diese Stadt geschritten,
Da fand ein Bauer sie beim Brunnenbohren.
Man grub sie aus, und in der Lava Mitten
Lehrt sie mit Straßen, Häusern, Mauern, Thoren
Uns mehr wie alle Bücher alte Sitten.

Sorrent.

So sind sie doch erfüllt die Jugendträume:
Ich lieg' im Grase ob Sorrent's Gestaden,
Wo mich in ihre frischen Schatten laden
Oliven-, Myrt- und Goldorangenbäume.
Durchs Laubwerk strahlen rings die weißen Schäume
Des lichten Meeres, drin sich die Inseln baden,
Die Kähne ziehn auf silberhellen Pfaden
Und Städt' und Villen kränzen rings die Säume.

O Jugendzeit, du Zeit voll jungem Glanze,
Es träumte damals in den frohen Tagen
Die heiße Stirn von einem Lorbeerkranze.

An Tasso's Wiege seh' ich herrlich ragen
Ob meinem Haupt der Dichter heilge Pflanze:
Darf ich mir einen Zweig zu pflücken wagen?

Auf dem Golf.

Wie lieblich ist's auf schlankem Boot zu schweben
In diesem Golf! die weißen Segel schwellen,
Es kräuseln silbern sich die blauen Wellen,
Wir ruhn vom tiefen Himmel hoch umgeben.

Rings blüht der Landschaft wunderbares Leben;
Dort grottenreich Gebüsch mit frischen Quellen,
Hier dunkles Grün, daraus sich rings die hellen
Lusthäuser mit den weißen Mauern heben.

Hier magst du alte Römerthürme schauen,
Hier ließ sich Maure und Normanne nieder,
Dort siehst du Barbarossas Veste grauen.

Einst klang das Land von wildem Schlachtlärm wieder,
Hier wollten alle Völker Hütten bauen:
Wir singen friedlich süße deutsche Lieder.

Die Inseln der Sirenen.

Ihr kennt die schöne Sage der Helenen
Von jenen liederreichen Wasserfrauen,
Die schwimmend sich im Meere ließen schauen:
Wer sie vernahm, empfand ein endlos Sehnen.

Man hört' ihn Tag und Nächte Seufzer dehnen,
Er starb vor Schmerz nach diesen ewig blauen
Gewässern und der Küste grünen Auen. —
Dort leuchten sie, die Inseln der Sirenen.

Wo sind sie nun, die süßen Sängerinnen?
Kaum leben sie noch in den alten Kunden,
Die im Odysseuslied den Geist gewinnen.

Doch ist der holde Zauber nicht entschwunden,
Verstrickend wehen sie noch unsern Sinnen
Die Zauberlieder in geweihten Stunden.

Italiens Weine.

Jetzt hab' ich alle Weine durchgenossen:
Wohl mochte goldner Vino santo munden,
Und Aliatico in guten Stunden
Ist zu Florenz mir in das Glas geflossen.

Ich trank zu Rom mit fröhlichen Genossen
Den Orvieto, wenn uns hold verbunden
Die frohe Lust, auch hat bei Tafelrunden
Velletri oft die Herzen aufgeschlossen.

Neapel bot den Capri unsere Zungen
Und Lacrimae in roth und goldnem Scheine,
Zumeist ward der Fallernerkrug geschwungen.

Süß oder herb, es waren gute Weine,
Doch keinem ist von allen es gelungen,
Uns zu begeistern wie das Gold vom Rheine.

Standpunkt des Wanderers.

Was frommen Klagen hier, was nutzt der Jammer,
Die ihr mit Leidensmienen ausgesprochen,
Daß ihr nicht könnt des Norden Ofen stochen,
Und daß an Thür und Fenster fehlt die Klammer,

Das ihr entbehrt das Bett der heim'schen Kammer,
Daß sie im Topf nicht wie zu Hause kochen
Und das euch grausam ein Insekt gestochen.
Steht nicht als Ambos da, zeigt euch als Hammer!

Was bleibt ihr nicht daheim bei Eul' und Unken,
Macht nicht dies wundervolle, sonnenklare,
Fruchtreiche Land die Seele selig trunken?

Seht ihr der Meister Werke, die wie Aare
Ob Welt und Zeiten schweben, nicht versunken
Wie vor des Menschenthumes Hochaltare?

Paestum.

Hier öffnet sich ein Blick in der Helenen
Glanzvolle Welt, die längst in Nacht gesunken —
Ach, Schlangen zischen jetzt, es schrei'n die Unken
In Sümpfen, die sich fieberträchtig dehnen.

Doch steht ihr noch bewunderungsvoll vor jenen
Verfallnen Tempeln, die sie schönheitstrunken
Hier schufen, hell durchweht vom Götterfunken,
Und durch die Seelen zieht ein heilig Sehnen.

Das Sehnen ist's nach jenem urgesunden
Geistklaren Volke, das im Reich der Schönen
Als Sieger glänzt, von keinem überwunden.

Es ist dahin. Der Nachwelt späten Söhnen
Erklingen wohl noch Hellas hehre Kunden,
Doch nie mehr wird Homeros Sprache tönen.

Abschied von Neapel.

Glückselig, wer das Dasein einst genossen
In diesem unaussprechlich schönen Lande,
Er trägt in der Erinnrung reichem Pfande
Ein hohes Kleinod in das Herz geschlossen.

Lebt wohl ihr Berge, licht- und glanzumflossen,
Ihr holden Städte an dem Wogenstrande,
Ihr grünen Inseln an des Golfes Rande,
Du blaue Fluth von Strahlen übergossen!

Zu Schiff! Die Glocke klingt und Boot um Boote
Umschweben schon den Dampfer im Gewebe,
Die Räder sausen, Rauch entsteigt dem Schloote.

Neapel sieh und stirb! Nein, sieh's und lebe,
Nie werd ich jetzt mehr arm. Frischauf, Pilote,
Daß ich getrost zur alten Heimath schwebe.